

Oktober 2024

100 unique

Das studentische Kulturmagazin für Jena und Weimar



In eigener Sache:
Zum *unique*-
Skandal 2009

“Wer bin ich?”:
Von Therapiekult
und Selbstdiagnosen

Ein Mikrokosmos der
Bastler und Schrauber:
Ostdeutsche Garagen





Jetzt Reinhören:



Friedenstein Funk



**Studentenfutter
für zwischendurch -**
von Borkenkäfer bis Rubens, von
Kunstraub zu Erinnerungskultur.



DEEZER



www.friedensteine.de



Friedenstein
Stiftung
Gotha



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Thüringen
-entdecken.de 



Liebe Leserinnen und Leser,

die *unique* wird dreistellig! Gedauert hat das nicht weniger als 23 Jahre, was fast dem Durchschnittsalter unserer Redaktion entspricht. Der Weg zur aktuellen 100. Ausgabe war gesäumt von Höhen und Tiefen. Ganze 13 Personen wurden im Amt der Chefredaktion verbraucht. Rund 300.000 Exemplare wurden gedruckt. Unzählbar viele Redakteurinnen und Redakteure gaben sich in unseren Räumlichkeiten im Haus auf der Mauer die Klinke in die Hand. Voller Demut blicken wir zurück auf ein Medium, das vor uns begann und auch nach uns existieren wird.

Zur Feier dieser besonderen Ausgabe widmeten wir uns einem Thema, das uns schon eine ganze Weile auf dem Herzen liegt, denn der Blick zurück in die eigene Geschichte entdeckt auch unschöne Momente, denen wir uns stellen müssen. Kommt mit ins Jahr 2009, in dem ein Skandal ungekannten Ausmaßes unsere kleine Zeitschrift erschütterte und sie an den Rand ihrer Existenz führte. Vieles würden wir heute anders machen, aber ist es nicht zu einfach, aus heutiger Perspektive die Vergangenheit zu verurteilen?

Des Weiteren bietet euch diese Ausgabe Artikel zur Sprache der Psychologie, Taylor Swift, Jenaer Bettelmönche, Diamantenesel, rechte Jugend, Bulgakow und die vom Aussterben bedrohte, letzte Bastion männlichen Lebens: die Garage.

Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Eure Redaktion



Auch am Start: Bulgakow

Zur Hauptsache

Widerständchen und Skandälchen	4
Interview: Das sagt der damalige Chefredakteur zur Nazi-Kontroverse	10
Kommentar: Die Presse muss neutral sein – So ein Quatsch!	13
Kommentar: Journalismus als Massenpädagogik	14
Kolumne: Journalismus – oder die Beschreibung der Schwebeteilchen	17

Politik & Philosophie

Ich heile, also bin ich – Wie die Sprache der Psychologie unser Selbstgefühl erobert	18
Die rechte Jugend?	22

Kunst & Kultur

Garagen – Geheime Universen	24
Kolumne: Der Diamantenesel	28
Decoding Taylor Swift	29
Jenaer Klostergeschichte(n) Teil I	34
Zum Schweigen verdammt – ein Kurzportrait Michail Bulgakows	36

Impressum	38
-----------	----

Widerständchen und

von Eva Haußen und Dennis Pieter

2009 hat die *unique* einen Nazi interviewt. In Jena bricht ein Skandal aus, der sich über die Hochschulgrenzen hinaus erstreckt. Über viele Jahre war das Interview auch den verschiedenen *unique*-Redaktionen nicht bekannt, der damalige Aufschrei verstaubt in unserem Archiv. Das soll sich mit diesem Artikel ändern: Der Rückblick einer ehemaligen *unique*-Redakteurin in die Redaktionsgeschichte, der Anlass zum Nachdenken geben soll über die Auseinandersetzung mit Rechtsextremen, über die Selbstverständlichkeit eines studentischen Mediums und über das Handwerk des Journalismus überhaupt.



Hier geht's zur Ausgabe 45:

Im Januar 2009 geht die 45. Ausgabe der *unique* in den Druck. Der Titel: „Widerständchen: Jena zwischen Revolution und Resignation“. Auf den Seiten acht und neun findet sich ein Interview mit Emil G. (Name anonymisiert), einem Mitglied der Jenaer NPD und des „Nationalen Widerstandes“. Neben „Jenas Couchrevolutionären“ (linken Studis), einem Jenaer Soziologen und Lothar König, dem ehemaligen Pfarrer der Jungen Gemeinde kommt in dieser Ausgabe zum politischen Widerstand auch ein „Jenaer Nazi“ – so heißt es im Inhaltsverzeichnis – zu Wort.

Im Teaser des Artikels heißt es: „Aus gutem Grund bieten die meisten Medien Nazis keine Plattform für ihre Meinungen. Diesem Grundsatz ist auch die *unique* verpflichtet. Problematisch daran erscheint allein ein Umstand: Ein bestimmter Ausschnitt der gesellschaftlichen Realität bleibt konsequent ausgesperrt. Die allgemeine Unkenntnis über die wahren Ziele und Strategien der rechten Szene birgt außerdem gewisse Gefahren.“ Auf der letzten Seite der Ausgabe gibt es ein Pro und Contra zum Thema: „Dürfen Medien Nazis ein Forum geben?“ Ein Thema, über das sich durchaus lang und ausgiebig streiten lässt, wie die kommenden Wochen nach der Veröffentlichung des Artikels zeigen werden. Die Vorwürfe reichen von „schlechte journalistische Arbeit“ (Berengar Lehr, damaliger Leiter des Referats gegen Rechts der FSU), „in weiten Teilen schlicht peinlich“ (Kommentar im Akrützel) bis zu „Verbreitung von Nazipropaganda“ (Jenaer Antifa). Heute erinnert nur noch ein Eintrag auf der *unique*-Wikipediaseite an die Interviewkontroverse, die 2009 über Jenas Grenzen hinweg für Furore sorgte und über die sogar der Deutschlandfunk berichtete. In

dem *unique*-Interview spricht Emil G. über die angeblichen Ziele der Rechten („eine bessere und gerechtere Welt“), darüber, wieso ihnen seiner Meinung nach in den Medien Gewalt angetan werde und warum die Solidarität mit dem „rumänischen Kamerad“, der für sein Land kämpft, endet, wenn dieser besagtes Land verlässt, um in Deutschland Asyl zu suchen. Das NPD-Mitglied arbeitet mit Euphemismen, trifft falsche Aussagen (er verneint beispielsweise seine Beteiligung an einem gewaltvollen Übergriff gegen das Aktionsnetzwerkwerk gegen Rechts), äußert sich aber auch eindeutig nationalistisch, rassistisch und gewaltverherrlichend. Das Gespräch endet mit der Aussage: „Wir sind zugleich rechts und links“, die zudem Titel des Interviews ist.

Der Text provoziert, stößt Fragen an, trifft jedoch vor allem auf heftige Ablehnung. Damals habe Rechtsextremismus noch eine ganz andere Stellung in der öffentlichen Diskussion gehabt, sagt Frank Kaltofen, damaliges Redaktionsmitglied. „Es gab noch keine AfD, keine Pegida, keine Coronaleugner und alles, was diese Leute beinahe dauerhaft in den Medien präsent hält. Heute ist es ‚ganz normal‘, dass das ZDF Interviews mit Höcke macht.“ Vor dem Artikel war die *unique* eher unbekannt, „das hat sich dann schlagartig geändert. Dann waren wir plötzlich bekannt, aber nicht auf die Art und Weise, auf die man bekannt sein will.“ Nachdem der StuRa und die Jenaer Hochschulmedien auf das Interview aufmerksam werden, steht das Telefon der Redaktion nicht mehr still. Bis zur nächsten Ausgabe (#46) kommen 105 Leserbriefe zu dem Nazi-Thema an. Das Interview erscheint auch auf der Seite des „Nationalen Widerstandes“. In den Kom-

d Skandalälchen

mentarspalten der *unique*-Website streiten sich nicht nur *unique*-Befürworter*innen und Antifa-Mitglieder, sondern es finden sich auch Kommentare von stadtbekanntem Holocaust-Leugner*innen. Auf der Seite findet keine Moderation der Redaktion statt. Die FSU fürchtet um ihren öffentlichen Ruf. Auf Druck der Universität werden die Kommentare gelöscht, wie das Akrützel berichtet. Besonders in der Kritik steht Fabian Köhler (heute Goldmann), besser bekannt unter dem Kürzel *fabik*. Er war nicht nur der damalige Chefredakteur, sondern führte auch gemeinsam mit Lutz Thormann (*Luth*) das Interview. Im Raum stehen zwei Fragen bzw. Vorwürfe: Vertritt Köhler selbst rechte Positionen und hat bewusst Nazi-Propaganda verbreitet? Und unabhängig davon: Darf man Nazis ausführlich und unzensuriert zu Wort kommen lassen und das in einem studentischen Medium?

„Um gegen die Folgen von Emil G.s Weltbild vorgehen zu können, muss ich es eben auch mal aus der Innenperspektive kennengelernt haben anstatt nur ‚Nazis raus‘ zu schreien“, schreibt Köhler 2009 in einer Online-Stellungnahme. Auf den Vorwurf, bei der *unique* handele

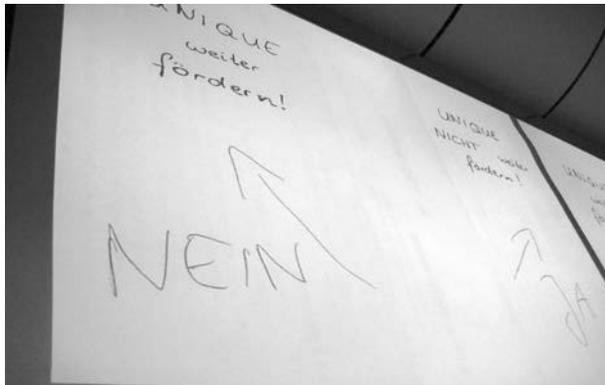


ke Parallelwelt“ und kritisiert deren Vorwürfe auf polemische Weise als „eindimensional“. „Einer der Ansprüche von Fabian und Lutz damals war meiner Meinung nach“, so Kaltoven, „die Leute aus dieser Meinungseinigkeit herauszuzerren: Wir sind uns an der Uni alle einig, rechts sein ist scheiße, aber da endet bei vielen die Auseinandersetzung mit der ganzen Thematik.“

Höhepunkt der Debatte ist eine Podiumsdiskussion zum Thema „Wie sollten studentische Medien über Rechtsextremismus berichten?“ organisiert von den studentischen Medien. Über 400 Zuhörer*innen erscheinen im Hörsaal 1. Auf dem Podium sitzen die beiden *unique*-Redakteure, Vertreter*innen der anderen studentischen Medien sowie zwei Kommunikationswissenschaftler und der Sprecher des Aktionsnetzwerks gegen Rechtsextremismus. „Nach zwei Wochen der emotionalen Auseinandersetzungen sollte es eigentlich eine sachliche Diskussion werden“, schreibt das Akrützel über den Abend. In welche „Schimmelecken“ studentische Medien schauen dürfen, sei nach der Diskussion ungeklärt geblieben, heißt es im Jugendmagazin *Spießer*. Die Fronten hätten sich dafür umso mehr verhärtet. Das Problem der Auseinandersetzung im Hörsaal, so ein Artikel auf *Zeit-Online*: „In der einen Welt spricht nur mit Nazis, wer selbst einer ist. In der anderen sucht man im Dialog nach der Lösung des Problems.“

es sich um ein „Nazipropagandaheftchen“ (Jenaer Antifa), entgegnet Thormann auf der *unique*-Website: „Wir wollten tatsächlich (und das scheint ja der ‚Skandal‘ zu sein, den man uns vorwirft) ganz unzensuriert wissen, was im Kopf eines typischen Jenaer Nazi-Aktivisten vorgeht. Wir finden es hochgefährlich, alle Nazis für dumm zu verkaufen und damit zu verharmlosen, weil eben nicht alle Nazis dumm sind.“ Er bezeichnet die Antifa als „lin-

Die Abstimmung der Vollversammlung ergab, dass 51% gegen eine Förderung der *unique* waren. Damit galt das Ergebnis als nicht eindeutig.



Der Artikel setzt sich auf Seite 8 fort.

Chronik eines Eklats

7. Januar 2009: In der *unique* erscheint das Interview mit dem anonymisierten Jenaer Nazi Emil G. In den nächsten Wochen überschwemmen dutzende Leserbriefe das E-Mail-Postfach der *unique*.

22. Januar: Zwei Wochen nach Veröffentlichung stoßen andere Jenaer Hochschulmedien und StuRa-Mitglieder auf das Interview und berichten ausführlich darüber. Auf Verlangen der Linksfraktion befasst sich der Thüringer Landtag mit der *unique*. Die Linke fordert „Klärung der Verantwortung“ und „personelle Konsequenzen“.

23. Januar: Die Aufregung über das Interview schwappt über die Stadtgrenzen hinaus. Unter anderem berichten TA und TLZ. Das Redaktionstelefon steht fortan nicht mehr still.

24.-26. Januar: Die Jenaer Antifa schaltet sich ein, bezeichnet die *unique* als „Nazipropagandaheftchen“ und wünscht dem Chefredakteur den „Tod im Phosphorfeuer der israelischen Armee“.

27.-28. Januar: Während sich Linksjugend Solid und JuSos den Forderungen der Linkspartei anschließen, versammeln sich über 400 Zuhörer*innen zur eigens anberaumten Podiumsdiskussion zum Thema „Dürfen wir Nazis einen Sendeplatz geben?“ Am Ende einer emotionalen Debatte bleibt die eigentliche Fragestellung jedoch unbeantwortet.

23. April: Die nächste Ausgabe *unique* erscheint, in ihr ein Interview mit einem Hamas-nahen Journalisten, der die israelische Politik u.a. als rassistisch bezeichnet und dem Staat Israel das Existenzrecht abspricht. Die Kritiker sagen, die *unique* fördere mit dem Abdruck die Verbreitung anti-israelischer und antisemitischer Positionen. (Position googlebar: „Mythen und Fakten zum Interview mit Khalid Amayreh“)

28. April: Der Uni-StuRa, Hauptförderer der *unique*, halbiert seine Förderung. Die Redaktion wird vom StuRa erst Tage später informiert. Dessen Begründung fällt knapp aus: Die Inhalte der *unique* würden nicht der Meinung des StuRa entsprechen.

29. April: Antifa Jena und Junge Gemeinde Stadtmitten rufen unter dem Motto „Ich bevorzuge Baseballschläger“ zum Einsammeln der *unique* auf und konfiszieren nach eigenen Angaben über 600 von 4.000 Exemplaren.

30. April: Redakteure suchen das Gespräch mit der JG, fordern die Einstellung der Aktion und die Herausgabe der geklauten Exemplare. Erst als am nächsten Tag ein Anwalt im Auftrag der *unique* der Jungen Gemeinde eine Unterlassungsklage androht, lenkt diese ein.

1. Mai: Die Antifa veröffentlicht Stellungnahmen, in der die *unique* als antisemitisches Hetzblättchen bezeichnet wird, verteilt Flugblätter gegen den Chefredakteur und droht einzelnen Redaktionsmitgliedern mit Gewalt.

5. Mai: Antifa-Aktivist*innen lassen Hunderte in Stücke gerissene *unique*-Hefte auf dem Abbe-Campus niederregnen.

2.-14. Mai: Unter anderem berichten TLZ, OTZ, CampusRadio, CampusTV und Akrützel über das Interview sowie die anschließenden Reaktionen.

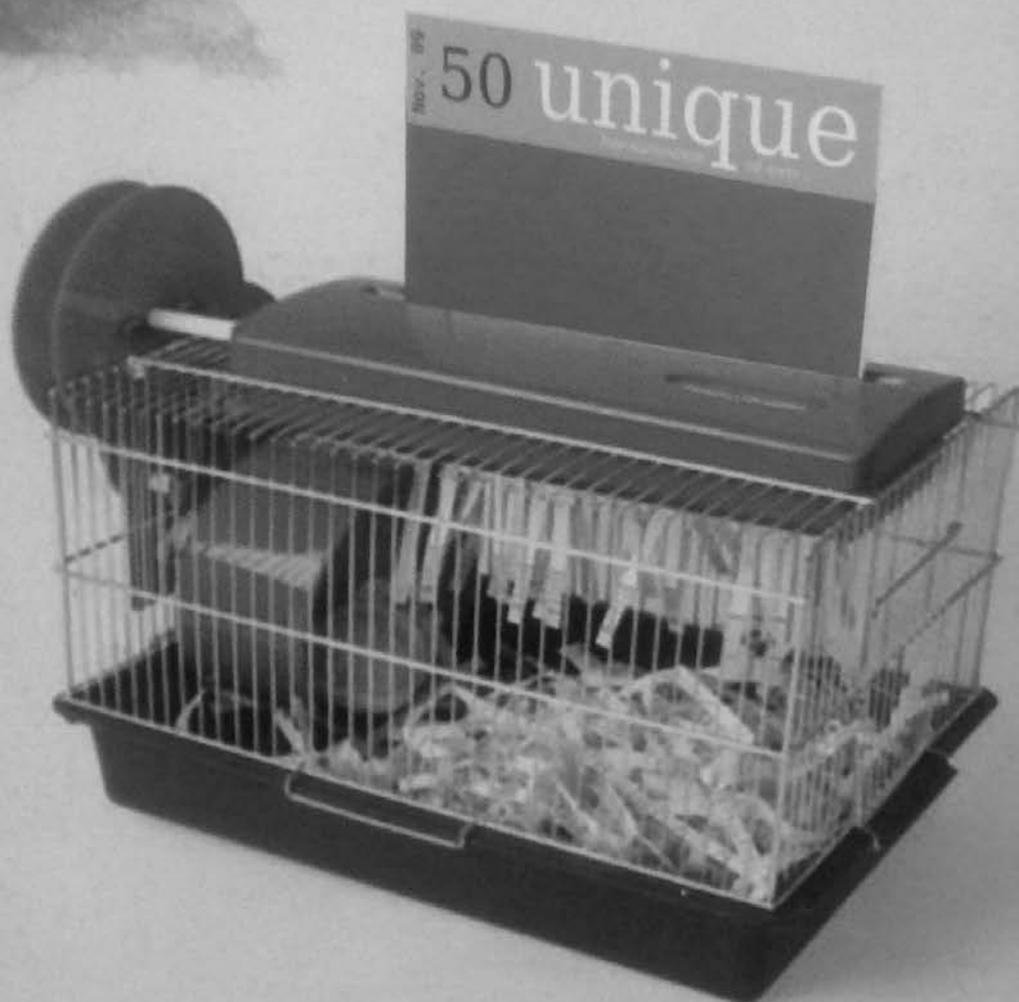
15. Mai: FSU-Rektor Klaus Dicke streicht der *unique* die finanziellen Mittel.

25. Mai: Das Auslandsreferat des StuRa (Int.Ro) sowie einige andere Hochschulgruppen (Erasmus Alumni, Melton Foundation, ACOTO) veröffentlichen eine Stellungnahme, in der das Vorgehen des StuRa gegenüber der *unique* verurteilt wird. Der FH-StuRa (ebenfalls Förderer der *unique*) schließt sich der Stellungnahme wenige Tage später an.

26. Mai: Nach mehreren Stunden Diskussion nimmt der StuRa seine Mittelkürzung wieder zurück. Auch der Rektor möchte seine Entscheidung noch einmal überdenken.

Oktober 2009: Eine Jenaer Antifa-Gruppe veröffentlichte den gehackten E-Mail-Verkehr eines bekannten örtlichen Neonazis. Die Mails zeigen mehrmonatige Bekanntschaft zwischen ihm und dem damaligen *unique*-Chefredakteur Fabian Köhler.

...er | DER VÖLKER



**antnational statt interkulturell
WWW.UNIQUE-PACKT-EIN.TK**

Kritisiert wird zudem bei der Podiumsdiskussion von allen Seiten, dass es in dem Interview an kritischen Nachfragen mangle und eine Einordnung und Kommentierung der Aussagen fehle. Die damalige Akrützel-Chefredakteurin spricht davon, dass man „Pressefreiheit und journalistische Qualität zusammen denken“ und der „Pflicht zu einer verantwortungsvollen Berichterstattung“ nachkommen müsse. Köhler räumt journalistische Handwerksfehler und eine mangelnde Vorbereitung auf das Interview ein. Er und die Redaktion stellen sich aber trotz allem inhaltlich hinter den Artikel und die allgemeine Herangehensweise an das Thema. Die Erwartungen, er habe eine „Definitionshoheit“ als Journalist „über andere politische (und kulturelle) Positionen“, empfinde er „nicht nur als Leserverdummung, sondern als vollkommen kontraproduktiv“. In seiner öffentlichen Stellungnahme auf der *unique*-Website bezieht er sich insbesondere auf die *unique* als „interkulturelles Magazin“: „Interkulturalität bedeutet für mich viel mehr als ‚Seilspringen in verschiedenen Kulturen‘, ‚Malen nach Zahlen in Simbabwe‘ und ‚Erasmussaufen in Krakau‘. Interkulturalität ist nichts autonom Existierendes, nichts Fatalistisches, was man blümchenhaft predigen kann.“ Und weiter: „Die Beschäftigung mit Interkulturalität ist sinnlos ohne die Beschäftigung mit Rassismus, Intoleranz, Gewalt, politischer Indoktrination usw.“ Wenn man solch ein Thema behandle, müsse man dies auf eine „sorgsame“ Weise tun und nicht „ungefiltert irgendwelche Tatsachen und Meinungen abdrucken“, meint dagegen der damalige Rechtsextremismus-Referent des StuRa in einem Leserkommentar. „Unkommentiertes findet man überall – dafür braucht man keine Medien.“

Von vielen Seiten, unter anderem von der Linksfraktion des Thüringer Landtages, werden personelle Konsequenzen, also ein Rücktritt Köhlers gefordert. Die damalige *unique*-Redaktion stellt sich öffentlich hinter ihren Chefredakteur und spricht sich gegen einen Rücktritt aus. Handwerkliche Fehler seien auch seitens der Redaktion eingeräumt worden, so Kaltofen. Eine Grenze sei jedoch überschritten gewesen, als es hieß, der StuRa oder andere Menschen möchten uns vorschreiben, was wir schreiben dürfen und was nicht. „Ich finde es bis heute nachvollziehbar aus einer menschlich-emotionalen Perspektive, dass wir eine natürliche Trotzreaktion gezeigt haben, dass wir uns diesen Vorwurf nicht einfach gefallen lassen haben.“ Die Kritik und der „Druck von außen“ habe die Redaktion „enger zusammengeschweißt“, „weil der Vorwurf, wir würden Nazi-Propaganda verbreiten, für uns total absurd war.“

An der damaligen Debatte sei besonders traurig gewesen, dass die eigentliche Frage „Wie gehen wir mit Nazis und rechtem Gedankengut um?“ völlig in den Hintergrund gerückt sei und man sich stattdessen „gegenseitig

zerfleischt“ hätte. „Wir haben aus den Augen verloren, wen wir eigentlich alle scheiße finden: Das sind die, die gegen Ausländer hetzen und die auch in Jena verprügeln und bedrohen.“ Die *unique*-Redaktion habe sich zudem damals darauf berufen, ein studentisches Medium zu sein. Dieses richte sich an eine linke, intellektuell gebildete Zielgruppe und traue ihren Lesern zu, Meinungen selbst zu reflektieren und einzuordnen. „Die Leserschaft war doch nicht so mündig wie gedacht. Nicht in dem Sinne, dass sie der NPD in die Arme rennen, sondern dass sie nicht in der Lage waren, das einzuordnen: Weder das Interview im Kontext der Zeitschrift insgesamt noch im Zuge des Titelthemas.“ Viele an der Diskussion Beteiligte hätten das Interview zudem gar nicht gelesen.

Was hat die Redaktion tatsächlich gelernt? Kritiker*innen würden im Jahr 2009 sagen: Nichts. In der 47. Ausgabe der *unique* erscheint ein Interview mit einem Journalisten, der der Hamas nahesteht. Der Vorwurf lautet: Verbreitung antisemitischen Gedankenguts. Im Oktober wird der E-Mail-Verlauf von dem Neonazi und Interviewpartner der *unique* Emil G. von der Antifa gehackt und diese legen einen regen E-Mail-Austausch zwischen ihm und dem damaligen Chefredakteur offen. Über die Ereignisse nach der Nazi-Kontroverse im Jahr 2009 wird in der *unique* der Vollständigkeit halber in den darauffolgenden Ausgaben berichtet. Hausbewohner des Internationalen Zentrums im Haus auf der Mauer verteidigten das Vorgehen der Chefredaktion als üblichen journalistischen Verkehr.

Kaltofen, der ab der 53. Ausgabe die Chefredaktion übernimmt und von 2010 bis 2018 im Amt ist, ist sich sicher, dass er die Redaktionsarbeit anders gehandhabt hätte, wäre der „Interview-Skandal“ nicht gewesen. Es habe ihm deutlich vor Augen geführt, welche große Verantwortung ein Chefredakteur habe: Verantwortung „eben nicht nur für dich selber und das, was du schreibst, sondern für das, was in der Zeitschrift veröffentlicht wird, in der dein Name im Impressum steht.“ Zudem sei insbesondere die quellenkritische Arbeit und die Professionalisierung der journalistischen Arbeit eine langfristige Wirkung gewesen. Die Redaktion habe sich Sachen wesentlich sorgfältiger angeschaut: „Wer spricht da mit uns und hat dabei welche Interessen? Denn wenn jemand mit einem Journalisten spricht, ist damit auch klar, dass er irgendein Interesse verfolgt, sei es ein Unternehmen oder irgendwer aus einer gesellschaftlichen Position.“ Die Folge ist nicht, Menschen mit bestimmten Interessen nicht zu Wort kommen zu lassen, sondern transparenter zu machen, wer der*die Gesprächspartner*in ist und mit welchen Mitteln diese*r arbeite. Ergebnis davon ist beispielsweise ein Interview mit einem russischen Botschafter im Nachgang der ursprünglichen Ukraine Krise in der Ausgabe 79. Der Artikel versteht

sich als eine „Art Werkstattbericht“, so Kaltofen. Transparent wird anhand von Kommentaren und Einordnungen von Expert*innen der Prozess des Nachdenkens: Wie geht man mit Aussagen um, die in gewisser Weise problematisch oder schlichtweg gelogen sind? In den folgenden Jahren habe die *unique* auch öfter journalistische Workshops besucht – eine weitere positive Folge des Jahres 2009.

Die Frage, wie man gut mit Nazis spricht und bis zu welchem Punkt man dies überhaupt tun sollte, ist eine, die in Zeiten, in denen Begriffe wie „Cancel Culture“ oder „Coronadiktatur“ im öffentlichen Diskurs kursieren, immer noch Twitter-Timelines und Zeitungen füllt. Eines mag die *unique*-Debatte 2009 zeigen: Wer Fragen stellt, wie „Ist x ein Nazi?“ und „Darf x über dies und jenes schreiben?“, sorgt allerhöchstens für einen nervenaufreibenden Skandal in den Medien, trägt aber nichts zu einer zielführenden Debatte bei. Gefragt werden sollte wohl nicht nach einem „Ja“ oder „Nein“, sondern nach einem „Warum?“ und „Wie?“. Es ist auch eine Frage nach den Aufgaben, Zielen und der Verantwortung der sogenannten vierten Gewalt, den öffentlichen Medien. Und eine Auseinandersetzung damit, was es bedeutet, links zu sein und inwiefern politische Einstellung und Berichterstattung Hand in Hand gehen. Im Nachhinein hätten sich alle, damals Mitte 20, für ganz schön wichtig genommen, der StuRa, die Gegner*innen der *unique* und die Redaktion selbst eingeschlossen, resümiert Kaltofen.

Die heutige Redaktion war 2010 zwischen zwei und 22 Jahre alt. Manche von uns haben damals bereits in Jena studiert, andere waren erst zehn Jahre später kognitiv überhaupt dazu in der Lage, das Wort „Interkulturalität“ zu verstehen. Mittlerweile haben wir uns von dem Zusatz „interkulturell“ sogar verabschiedet. Das hat den Grund, dass der Begriff heutzutage nicht mehr zieht – nicht, weil wir alle Nazis geworden sind, sondern weil, frei nach der Argumentation des Soziologen Aladin El-Mafaalani, Integration und Multikulturalität im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte immer gewöhnlicher geworden sind. Der journalistische Aspekt der damaligen Debatte ist für uns heute nach wie vor ein Rätsel. Über Rechtsextremismus zu debattieren bedeutete damals eben etwas anderes als heute. Nicht nur haben sich gesellschaftliche Realitäten, sondern auch der Rechtsextremismus selbst verändert. Beobachtet man andere Medienhäuser, scheinen wir mit dieser Unsicherheit in deprimierend guter Gesellschaft zu sein. Unser Resümee daraus ist: Möchte man sich als Medium neutral und objektiv gerieren, muss man notwendigerweise auch demokratiefeindlichen Stimmen eine Plattform bieten. Da wir die Ideale der Neutralität für gänzlich unmöglich halten, haben wir daher nicht den Anspruch eines „true balancing“.

Die Frage, die wir uns in letzter Zeit eher gestellt ha-

Du entscheidest !!!

Soll der StuRa der UNIQUE die Mittel streichen?

(Infos auf der Rückseite)

Komm diesen **Donnerstag 19:30 Uhr** zur Vollversammlung in die Hörsäle 1 & 3!



Du entscheidest!

Eine unbekannte Antifa-Gruppe veröffentlichte gehackte E-Mails, die angeblich belegen, dass die interkulturelle Hochschulzeitschrift *UNIQUE* Nazi-Propaganda verbreitet haben soll und ihr Chefredakteur in der rechtsradikalen Szene aktiv sei. Auf Grundlagen dieser vagen Informationen drohte der StuRa der FSU an, der *UNIQUE* sämtliche Mittel zu streichen.

Das Referat für Interkulturellen Austausch macht darauf aufmerksam, dass es bis jetzt **keinerlei tragbare Beweise** für diese Anschuldigungen gibt und warnt vor **fragwürdigen Konsequenzen**.

Nachdem auf der letzten StuRa-Sitzung keine Entscheidung getroffen werden konnte, wurde diese den Studierenden der FSU in die Hände gelegt.

Deshalb: **Komm zur Vollversammlung am Donnerstag, bring deinen Studierendenausweis mit und bilde dir deine Meinung!**

Wann? **Donnerstag 12.11.2009, 19:30 Uhr**
Wo? **HS 1 & HS 3**

ben, ist, ob heutzutage überhaupt wieder so ein Skandal möglich wäre. Allein unsere letzte Ausgabe 99, die sich mit dem Komplex Israel-Palästina auseinandersetzt, brachte keinerlei Rückmeldungen, geschweige denn kritische. Als wir in der Ausgabe 96 über den Ukraine-Krieg die streitbare und umstrittene Ex-ARD-Moskau-KorrespondentIn Gabriele Krone-Schmalz interviewten, auf der anderen Seite einen Artikel, der einen scharfen Angriff auf die Friedensbewegung darstellte, publizierten, rechneten wir mit unangenehmen Reaktionen. Aber es kam nichts. Nie. Das mag daran liegen, dass die *unique* unbekannt ist. Das war aber auch 2009, bevor man es für nötig hielt, das Nazi-Interview zu skandalisieren, der Fall. In Zeiten völliger Utopielosigkeit und niedriger Reizschwelle für Triggerpunkte wird eine tatsächlich politische Auseinandersetzung immer unwahrscheinlicher. Seitens der Studis haben die Bologna-Reformen zweifellos ihren Anteil dazu geleistet, so wurde uns zumindest von alten Hasen der *unique* immer wieder berichtet. □

„Es ist eben etwas anderes, ob das Mensa-Essen oder

Das sagt der damalige Chefredakteur, Fabian Goldmann (fabik), heute zur Nazi-Kontroverse

unique: Erinnerst du dich noch, wie es dazu kam, dass ihr das Nazi-Interview geführt habt?

Fabian Goldmann: Wer wann genau die Idee hatte, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß noch, dass wir damals viel darüber nachgedacht haben, wie wir die *unique* interessanter, relevanter, politischer, auch provokanter machen können. So eine Art Dummy-Magazine mit Jena-Bezug. Dabei entstanden viele gute Sachen. Und auch ein paar richtig schlechte. Das Nazi-Interview gehörte leider zu letzteren.

Inwiefern hat das Interview in den Kontext des Titelthemas „Widerständchen: Jena zwischen Revolution und Resignation“ gepasst?

Ehrlich gesagt hätte ich mich bis eben nicht einmal erinnert, dass die Ausgabe so heißt. Ich würde den Titel nicht überinterpretieren. Wir waren eine ziemlich vielfältige Gruppe mit ganz unterschiedlichen Interessen. Der eine wollte Gedichte schreiben, die andere Hip-Hop-Jams besuchen, der dritte über Geschlechtsangleichungen aufklären und die vierte Party-Tipps geben. Am Ende haben wir irgendeinen Titel gesucht, der das Durcheinander halbwegs zusammenhält.

Habt ihr bei der Vorbereitung des Interviews gehahnt, dass es auf solche Ablehnung stoßen könnte?

Ja und nein. Einerseits hatten wir zu Anfang wirklich geglaubt, ein gutes, kritisches, entlarvendes Interview machen zu können, was weniger an unseren Kenntnissen in Journalismus und Rechtsextremismus lag als an unserer Selbstüberschätzung. Spätestens als es dann transkribiert auf dem Tisch lag, war uns schon klar, dass das nicht der große Wurf war. Dass die Sache dann aber so eskalieren wird, wir Thema im Landtag werden, überregionale Medien bei uns anrufen, über Monate sich alle

möglichen Uni-Gremien mit uns beschäftigen, das war uns natürlich nicht klar.

Ich würde dir hier aber widersprechen. Im Nachhinein denke ich gar nicht, dass das Gros der Ablehnung auf das Interview folgte. Es war unser Umgang mit Kritik, der die Sache wirklich eskalieren ließ. Wir sind damals schnell in so einen ziemlich selbstherrlichen Modus geraten, in dem wir jede Kritik als ungerechtfertigten Angriff wahrgenommen, uns als missverstandene Bohème des Hochschuljournalismus inszeniert haben. Statt erst mal zuzuhören haben wir jeden, der es wagte uns zu kritisieren, über journalistische Prinzipien und Strategien gegen Rechtsextremismus belehrt: StuRa, Medien, Antifa-Gruppen, Vereine gegen Rechts usw. Dabei war unsere einzige Referenz in diesen Fragen, einem Nazi ein paar öde Stichwortfragen gestellt zu haben.

Wie hast du die Stimmung nach der Veröffentlichung erlebt?

Unterschiedlich. Insgesamt war es eine ziemlich überfordernde Zeit. Manchmal angsteinflößend. Es gab ja auch viele Anfeindungen und Gewaltdrohungen gegen uns. Online, aber auch auf der Straße. Es war aber auch berauschend. Auf einmal hielt ich Reden vor 1000 Leuten und gefühlt die halbe Stadt redete über uns. Übrigens nicht nur negativ. Auf Partys oder auf der Straße kamen wildfremde Leute auf mich zu und bedankten sich bei mir. Nicht für das Interview, sondern weil wir uns – aus ihrer Sicht – so mutig der „Zensur des StuRa“ und der „Gewalt der Antifa“ entgegenstellten. Das war nicht unbedingt die Rolle, in der ich stecken wollte. In der *unique* ging es um interkulturelle Erfahrungen, Diskriminierung ausländischer Studierender, wo man sich gegen Rechts engagieren kann... Und plötzlich galt ich nicht nur als Nazi-Kumpel, sondern als mutiger Kämpfer gegen den „Antifa-Terror“. Gegen die wollte ich aber gar nicht kämpfen.

du einen schlechten Text über über Neonazis machst“



Hattest du das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben?

Ich glaube nicht von Anfang an. Ich weiß noch, wir haben ziemlich schnell kommuniziert, dass das kein gutes Interview war, uns auch dafür entschuldigt. Aber schlechte Artikel gab es bei uns zuhauf. Dafür sind Studi-Medien ja auch da. Aber es ist eben etwas anderes, ob du einen schlechten Text über das Mensa-Essen oder über Neonazis machst. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das damals schon so gesehen habe.

Ich glaube, ich empfand es damals vor allem als Fehler gegenüber der *unique* und unserer Redaktion. Aber auch das erst so richtig, nachdem die E-Mail-Geschichte herauskam.

Wir waren durch die Kontroverse ja in einer recht schizophrenen Situation. Teils ging es der *unique* zu der Zeit besser als vorher: Wir hatten mehr Anzeigen-Kunden, mehr Redakteure, mehr Aufmerksamkeit sowieso. Im Zuge der Neuausrichtung kamen schon vorher viele neue Leute zu uns. Viele hatten große Ambitionen, tolle Ideen, viel Talent und steckten viel Arbeit in ihre Texte. Gleichzeitig stand jede neue Geschichte, egal wie gut sie war, im Schatten der Kontroverse. Zudem war vielen Leuten auch erstmal das Interesse an kontroversen Themen vergangen. Verständlicherweise. Wir hatten viel soziales Kapital verloren, dass wir für sinnvollere Anliegen hätten gebrauchen können, als irgendeinen random Nazi zwei Seiten lang erzählen zu lassen, was jeder auch auf irgendeinem Nazi-Blog hätte nachlesen könnte.

Wie war damals die Stimmung in der Redaktion?

Unterschiedlich. Die Kontroverse ging ja über das ganze Jahr. Da gab es eigentlich alles: Euphorie, Angst, Aufbruchstimmung, Zweifel, Streit, Zusammenhalt, Intrigen... Einerseits hat uns die Zeit zusammengeschweißt – auch mit anderen Hochschulgruppen. Wir kannten uns eben nicht erst seit dem Nazi-Interview. Wir hatten im Int.Ro-Büro viele Nächte gemeinsam durchgemacht. Viele von uns waren befreundet. Jedem war klar, dass niemand von uns mit Nazis sympathisierte. Gleichzeitig – das habe ich erst später erkannt – waren wir teils auch ein ziemlich toxischer Haufen voller Alphanotypen. Das war vielleicht auch ein Grund, warum wir die leisen, kritischen Stimmen – die es bestimmt gab – nicht gehört haben.

Was hättest du aus heutiger Perspektive damals anders gemacht?

Klar würde ich alles möglichst anders machen. Zuallererst nicht ohne Ahnung von Rechtsextremismus und wie man ein konfrontatives Interview führt, einen Nazi interviewen. Aber es ist auch billig, jetzt mit vielen Jahren Berufserfahrungen herumzuschlaumeiern.

Ich gebe manchmal Workshops und versuche dort eigentlich immer die Leute zu bestärken, Neues auszuprobieren, mutig und kontrovers zu sein. Und die Uni-Zeit

ist die beste Zeit hierfür. Aber genauso wichtig ist es, das Handwerk draufzuhaben. Wer Konventionen durchbrechen will, sollte sie erst einmal beherrschen. Wenn du eine innovative Zeitschrift machen willst, solltest du trotzdem erst einmal einen gewöhnlichen Bericht schreiben können. Wenn du krasse Enthüllungsgeschichten zu gesellschaftlichen Tabuthemen machen willst, hab erst einmal ein paar solide Storys zum Mensa-Essen in der Tasche. Und bevor du einen Nazi interviewst, beschäftige dich vorher wenigstens mal mit der Frage, warum so viele erfahrene Journalisten es nicht tun.

Was hast du aus der damaligen Kontroverse für dein heutiges journalistisches Arbeiten mitgenommen?

Ich hoffe, dass ich ein bisschen Kritikfähigkeit und Demut mitgenommen habe. Es gibt ja immer mal wieder Geschichten wie unsere. Vor allem seit dem Aufkommen der AfD sind schlechte Nazi-Interviews zu einer Art eigenem journalistischem Genre geworden. Mir fällt auf, dass die Reaktionen von Journalisten, vor allem männlichen, die dafür kritisiert werden, immer wieder ähnlich sind: Sie fühlen sich missverstanden in ihrer Kunst oder in ihren hehren journalistischen Ansprüchen. Stellen jede Kritik als Angriff auf Meinungs- und Pressefreiheit und journalistische Unabhängigkeit dar. Weil es in ihrer Welt gar nicht vorkommt, dass sie auch mal einen schlechten Text machen könnten. Da erkenne ich mich oft wieder.

Vor vielleicht fünf Jahren oder so hab ich mir noch einmal viele der Leserbriefe, Texte von Antifa-Seiten, aus dem Akrützel usw. aus der Zeit durchgelesen und war

überrascht, wie viele kluge Gedanken darinstehen, die damals nie zu mir durchgedrungen sind. Natürlich war nicht alles klug. Auch beim StuRa liefen damals jede Menge aufgeblasene Gockel herum, die sich viel zu wichtig nahmen. Aber hätten wir damals erst einmal in Ruhe zugehört und nachgefragt, anstatt eine empörte Replik nach der anderen zu schreiben, hätten wir schon damals viel Positives mitnehmen können.

Wie stehst du heute zu dem Vorwurf, „wer über Nazis schreibt, bietet ihnen unnötigen Raum für Propaganda und eine Bühne für Diskriminierung“? Und inwiefern stehen Journalist*innen in der Verantwortung, über rechte Ideologien zu berichten?

Über Nazis schreiben sollte man natürlich. Man sollte es aber eben auch können. Wir konnten es nicht. Ich glaube, Verantwortung ist ein Wort, was in unseren Redaktionssitzungen selten vorkam. Das war sicherlich auch ein Grund für das Debakel.

Für uns waren Jenaer Nazis eines von vielen gesellschaftlichen Kuriosa, einfach die nächste krasse Story. Welche Strategien es im Umgang mit ihnen gibt, hat uns nicht interessiert. Genauso wenig wie die konkreten Gefahren für Betroffene. Wie groß die sind, zeigte sich ja zwei oder drei Jahre später als sich der NSU enttarnt hat, der aus eben jener Szene hervorging, die wir mal ganz „offen und unbefangen“ zum Gespräch einluden. Zur Verantwortung als Journalist, auch von Nachwuchsjournalisten, gehört auch, sich zu informieren und Gedanken über die Folgen seiner Berichte zu machen. Und zur Verantwortung gehört auch, es zu lassen, wenn man es nicht kann oder nichts Interessantes herausfindet.

Das Interview führte Eva Haußen.

Die Presse muss neutral sein –

von Eva Haußen

So ein Quatsch!

Als ich das erste Mal als freie Redakteurin für eine Lokalzeitung gearbeitet habe, bekam ich von meiner Chefin den Auftrag, über eine Jubiläumsfeier in einer alten Kaserne zu schreiben. Einen netten Artikel über Kinderschminken, Bratwurstverkauf und einmal Panzer fahren. Die Kasernenanlage wurde zur NS-Zeit als eine der modernsten Luftwaffenanlagen gebaut und diente während des Zweiten Weltkriegs u.a. als Kriegsgefangenenlager, so zumindest ergab es eine schnelle Wikipedia-Recherche. Über ein lustiges Luftballonfest wollte ich nicht schreiben. Die Antwort der Redaktion damals lautete, als Journalist*innen nehmen wir Abstand von unseren politischen Positionierungen, wir müssen neutral sein.

Ich denke: Journalist*innen zeichnen ein Bild von einer Situation. Sie bilden einen Teil der Wirklichkeit ab, aus einem gewissen Blickwinkel, mit einer gewissen Einfärbung, und einen Teil zeigen sie nicht. Neutraler Journalismus ist eine Illusion und es ist die Frage, ob er überhaupt das Ziel ist. Das Kriterium Neutralität taucht nicht an einer Stelle im offiziellen Pressekodex auf. Das wirft die Frage auf, über was auf welche Weise geschrieben werden darf, soll, kann. Eine Frage, die sich Journalist*innen immer wieder aufs Neue stellen müssen.

Wer für Studierende schreibt, schreibt für ein mündiges, gebildetes, meist auch linkes Publikum: Es ist wichtig, sich nicht im Honigtopf der identitätslinken Statements zu verlieren und hinter „I’m a feminist“-Shirts zu verstecken; Artikel sollen einladen weiterzudenken. Es ist aber auch wichtig, Positionen, die die Menschenwürde anderer verletzen, kritisch einzuordnen, zu kommentieren und zu hinterfragen. Interviews müssen journalistisch aufbereitet werden. Das heißt nicht, die Antworten der Interviewpartner*innen zu zensieren oder den Leser*innen vorzuschreiben, wie sie diese aufzunehmen haben. Aber: Eine Position einfach nur zu

Wort kommen zu lassen und „objektiv“ darzustellen, begriffen als eine neben vielen, ist nicht zielführend. Das läuft letzten Endes auf einen Meinungsrelativismus hinaus. Journalist*innen haben durch verschiedene journalistische Textformen die Möglichkeit, andere Personen in ihren Texten direkt sprechen zu lassen, Werkzeuge, um ähnlich wie in einer historisch-kritischen Ausgabe Meinungen kritisch zu beleuchten und auf rhetorische Mittel und Manipulationen von Gesprächspartner*innen aufmerksam zu machen. Journalismus kann und darf nicht neutral sein. Journalismus soll aber eben auch keine normative Instanz sein, die über richtig und falsch richtet.

Es ist nicht zielführend, zu fragen: Über Nazis schreiben, ja oder nein? Sondern: Über Nazis schreiben, und zwar wie und mit welchem Ausblick für unser gesellschaftliches Zusammenleben? Auf welche Weise kann man sich mit menschenfeindlichen, einen anwidernenden Meinungen auf eine produktive Weise auseinandersetzen? Das Spannende und Herausfordernde am journalistischen Arbeiten ist, dass sich die Frage nach der „richtigen“ Berichterstattung niemals vollständig beantworten lässt und immer wieder zum Nachdenken veranlasst, wie es auch das Produkt des Journalismus tut. Über das Fest in der Kaserne hätte ich gerne geschrieben, nur nicht auf diese Weise – die nicht neutral, sondern einem immer schon ideologisch gefärbten Begriff von Journalismus verpflichtet wäre. □

Journalismus als Mass

von Dennis Pieter

zur Hauptsache

Aus älteren Filmen oder Serien kennt man die typische Familiensituation eines beim Frühstück Zeitung lesenden Vaters. Dieses Bild mag Vorbildcharakter gehabt haben und reflektiert wohl Hegels Spruch „Zeitunglesen ist das Morgengebet des modernen Menschen.“ Doch der heutige Journalismus muss sich seit Jahren um die Aufmerksamkeit der Leserschaft und damit um seine eigene Existenz bemühen, und weicht dafür immer mehr auf pädagogische Mittel aus, die unerwünschte Effekte hervorbringen.

Es gibt Tendenzen im heutigen Journalismus hin zu einer Art Massenpädagogik. Die Tagesthemen haben vor nun über 45 Jahren die Rubrik des „Kommentars“ zur Einordnung von zu pointierenden Nachrichten eingeführt, dessen Name sich seit 2020 übrigens zu „Meinung“ geändert hat. Vor allem im Onlinebereich gibt es immer mehr „Erklär“-Formate, die vorgeben, ihre so schon unmögliche Position der Neutralität in der Einordnung weiterzuführen. Eine besonders katastrophale Zeit für den deutschen Journalismus war die Zeit zwischen 2015 und 2017, als Terrorberichterstattung, Trump-Wahl, Brexit und Geflüchtetenkrise bei hiesigen Journalisten nur selten zu dem Schluss führten, den Zuschauer auch mal allein lassen zu können. Nein, stattdessen gab es Formate noch und nöcher, konzeptlose Live-Berichte von willkürlich gewählten Orten und Personen, damit Oma Erna - nach eigenen Angaben die durchschnittliche Zuschauerin der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten: verrentet, alleinwohnend, ländlich -, damit also Oma Erna in der ruhigen Gewissheit einschlafen kann, dass sich schon alles regelt, oder aber, damit das Erregungspotenzial aufrechterhalten bleibt. Der vor Kurzem beendete *Aufwachen*-Podcast von Tilo Jung und Stefan Schulz verfolgte die Berichterstattung (nicht nur) des ÖRR seit 2015 intensiv und konnte unzählige Sendungen sammeln, die ein Scheitern des deutschen Journalismus vor einer komplexen Welt konstatieren. Die Zuschauerseite scheitert aber ebenso vor der Institution „Journalismus“, wie der *unique*-Skandal von 2009 zeigt - eine Einschätzung, die ich mit der damaligen Chefredaktion teile. Wie sich diese gegenseitig feindlicher werdende Beziehung zwischen massenpädagogischem Journalismus und Publikum zuspitzen konnte,

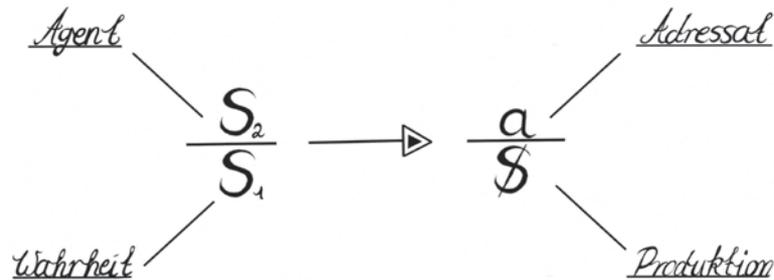
kann womöglich durch einen Rekurs auf eine bestimmte Diskurstheorie plausibel gemacht werden.

Die Diskurstheorie des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan gehört zu dessen zentralen Theoremen. Das Wort „Diskurs“ bezeichnet dabei im Grunde ein soziales Band und wie es „gestrickt“ ist. Im Gegensatz zu Michel Foucaults Diskursanalyse sucht Lacan aber nicht nach der Omnipräsenz von Macht und/durch Wissen, sondern nach deren Scheitern. Es gibt nach Lacan immer etwas, das die bewusste bzw. manifeste Ebene einer Kommunikation untergräbt, und je nachdem, wie diese Untergrabung stattfindet, kann mit einer Aussage X auch schon mal ihr genaues Gegenteil beim Gegenüber ankommen. Hintergrund dieser Annahme ist die schlichte Tatsache, dass jede Kommunikation immer in die inhaltliche, also bewusste Aussage und in die formale, also unbewusste Aussageposition ge(ur)teilt ist. Ein gängiges Beispiel ist das Lügenparadox: Wenn ein Kreter sagt: „Alle Kreter lügen“, was ist dann die Wahrheit?

Lacan unterscheidet vier Diskurse, den des Herren, den der Hysterie, den der Universität und den des Analytikers, von denen ich nur den Universitätsdiskurs vorstellen möchte. Dieser versucht nicht nur strukturelle Mechanismen des akademischen Feldes zu beleuchten, sondern auch der Pädagogik, und repräsentiert in der Psychoanalyse gleichzeitig die psychische Struktur der Zwangsneurose.

Das einzig Selbstverständliche an Lacans Konzeption ist, dass im Universitätsdiskurs das Wissen S_2 höchstpersönlich Autorität besitzt. Dass am Ort des Adressaten die Objektursache des Begehrens (a) zu finden ist, erschließt sich nur aus der Tatsache, dass wir unterhalb des Wissens, am Ort der verdrängten

enpädagogik



Wahrheit des Agenten, das Symbol der Macht S_1 finden. Dadurch, dass S_1 von S_2 verdrängt wird (was durch den Bruchstrich gekennzeichnet ist), werden beim Adressaten hysterische Reaktionen $\$$ produziert. Auf der linken Seite haben wir also die Strukturformel für den akademischen, pädagogischen oder zwangsneurotischen Agenten, auf der rechten Seite die Formel des vom Agenten gebrauchten und produzierten Adressaten oder – des Patienten, des Schülers oder Studenten.

Was bedeutet das alles konkret? In einem Arzt-Patient-Setting agiert das medizinische Wissen und adressiert den Anderen als anatomisches Phänomen. Der Arzt muss den Patienten, um seine Position als Wissenden zu rechtfertigen, auf etwas reduzieren, das zunächst rein medizinisch zu behandeln ist. In einem pädagogischen Setting muss der Pädagoge den Anderen als jemanden setzen, den es zu erziehen gilt. Im Universitätsdiskurs reduziert der Agent also den Patienten auf einen bloßen Erfüllungsgehilfen des eigenen Diskurses. Das müsste jener nicht tun, ginge es für ihn wirklich nur um die Übertragung oder Übermittlung von Wissen. Ein Pädagoge müsste sich ja stets selbst untergraben, sähe er ein, dass es keine objektiven Maßstäbe dafür gibt, jemanden als zu erziehend zu betrachten. Denn wenn der Andere nicht auf das Resultat objektiver und unhinterfragbarer Umstände reduziert würde, bräuchte es keine Pädagogik, die die Setzung objektiver Kriterien vor allem zur Sicherung der eigenen Legitimität braucht. Der Pädagoge, der Arzt usw. setzt sich also nicht als Wissenden – das wäre bereits ein Zuviel an Subjektivität –, sondern als das Wissen höchstselbst, muss dafür aber eben die eigene, subjektive Machtposition verdrängen, die zur Stabilisierung

jeglicher ideologischer Wissensgebäude nötig ist.

„Wissen ist Macht“ ist zwar ein nerviger Satz von schmierigen Twitter-Edgelords, aber er wird doch nicht von ihnen in seiner Wahrheit erkannt, sobald sie mit Mansplaining beginnen. Durch Letzteres wollen sie nicht so sehr ein Wissen mitteilen, sondern ihre Erhabenheit. Mansplaining ist ein Zeugnis der Spaltung von Wissen und Macht, nicht ihrer Einheit. Und jeder und jedem fällt mittlerweile auf, wie unattraktiv und lächerlich diese Spaltung ist. Mansplaining – ein Phänomen, zu welchem übrigens alle Geschlechter in der Lage sind – besitzt aus lacanianischer Perspektive also dieselbe Struktur wie der Diskurs der Wissenschaft, der Pädagogik, des (schlechten) Journalismus.

Es gibt auch positive Seiten dieses Diskurses: Kann sich das zum Patienten reduzierte Gegenüber mit dieser vom universitären Agenten fabrizierten Position identifizieren, erscheinen Effekte, die die empirische Psychologie als Placebo-Effekt erkannt hat. Doch üblicherweise verwickelt sich der Patient auf dramatische Weise in diesen toxischen Diskurs. Ist die Geschichte der Interaktion zwischen Berichterstattung und AfD nicht genau so eine?

Gehen wir dafür kurz in die Vorgeschichte: Anfangs, 2013, als die AfD offensichtlich eine Anti-EU-Partei war, wurde sie von Politikwissenschaftlern als liberal-konservativ angesehen, was die (neo-)liberale „Mitte“ empörte. Schließlich gilt seit den 1990ern nur diejenige Politik als „vernünftig“ (eine Lieblingsvokabel des Universitätsdiskurses), die Globalisierung, Liberalisierung und Deregulierung in technokratischer Manier durchzusetzen versucht. CDU, FDP, SPD und Grüne formulieren diese Ziele zwar nicht unbedingt in ihren Wahlprogrammen, es reicht aber, sich dieser

Ziele in ihrer tatsächlichen Regierungsarbeit zu verge-
wässern. Die Linke stimmt einer Liberalisierung kultu-
reller Normen zu, aber weder Globalisierung noch De-
regulierung werden ihrerseits befürwortet – womit die
Linkspartei natürlich „unvernünftig“ ist. Die AfD als li-
beral-konservative Partei hatte durchaus die Hoffnung,
Teil des wirtschaftsliberalen Mainstreams zu werden,
wollte die damit verbundenen Ziele aber nicht durch
Globalisierung oder Liberalisierung, sondern ausschließ-
lich durch Deregulierung (der EU-Richtlinien, des Ban-
kensektors, der Vertragsfreiheiten, usw.) erreichen. Sie
wurde recht schnell als „Schmuddelkind“ bezeichnet
(Tagesspiegel und Frankfurter Neue Presse, 2016). Kein
Wunder: Wenn jenes Kind im Sandkasten, das dasselbe
Spielzeug haben möchte, laut den anderen Kindern die-
ses Spielzeug „falsch“ benutzt, dann sieht sich Ersteres
mit zweierlei konfrontiert: Es muss zunächst verstehen,
dass die anderen Kinder ein Wissen zu besitzen behaup-
ten, das definiert, wie ein Ding zu benutzen ist und wie
nicht, und daraus folgend muss es verstehen, dass dieses
Wissen der anderen einen selbst zu belehren imstande
glaubt. Die AfD hat eine bis dato nicht gefüllte Lücke
im politischen Spektrum besetzt, sorgte also für einen
politischen Zwischenfall innerhalb der technokratischen
Wüste der sogenannten ideologiebefreiten Marktgläu-
bigkeit und musste recht schnell erfahren, dass Politik
hier unerwünscht ist. (Dasselbe ist der Linkspartei sechs
Jahre zuvor passiert.) Die AfD ist den Parteien von CDU
bis Grüne sehr viel näher als auch von medialer Seite be-
hauptet und musste daher einen umso stärkeren Wider-
spruch zwischen rhetorischer Oberfläche und eigentlich
gemeinsamen Zielen feststellen. Die Technokratie ent-
puppt sich aus dieser Position der „Unvernunft“ heraus
als eine selbstständige Ideologie, die den eigens genutz-
ten Begriff der Vernunft nicht einzuholen imstande ist.

ZEIT Online (Titel: „Eine beinahe sehr wichtige Par-
tei“) fing nach der Bundestagswahl 2013 womöglich un-
absichtlich mein zentrales Argument ein:

„Deswegen kamen Journalisten aus Japan, Großbritan-
nien, der ganzen Welt, um dieser Partei unbescholtener,
aber diskriminierter Bürger (Selbstbild) und latenter,
intoleranter Rechtspopulisten (Fremdbild) dabei zuzu-
sehen, wie sie gegen das ganze Komplott von Medien
und etablierten Parteien dem Bürgerwillen Geltung ver-
schafft (Selbstbild). Und sich mit rechtspopulistischen
Baggereien an den Rand der Fünfprozenthürde hievt
(Fremdbild). Seit ihrer Gründung im April dieses Jahres
hat sich die AfD immer tiefer in ihre eigene Welt ver-
graben. Man konnte das gut auf ihren Wahlkampfver-
anstaltungen beobachten. Das argumentative Besteck
der AfD ist die verborgen gehaltene Studie, das geheime
Dossier – das geteilte Gefühl, dass etwas vor uns allen
geheim gehalten wird. Deswegen können Politiker, die
es ehrlich meinen, auch kaum anderer Ansicht sein als
die AfD. Sind sie es doch, sind sie entweder unwissend

oder unehrlich.“

Was der AfD als Geheimhaltung vorkommt, ist nichts
als das, was der universitäre Agent sich selbst nicht ein-
zugestehen vermag: dass er nämlich ein angeblich objek-
tives Wissen vorschiebt, um eine soziale Machtposition
zu verteidigen. Die Reaktion der AfD ist – hysterisches
Geschrei, das immer absurder und faschistischer wurde,
solange ein Diskurswechsel, weg von der Massenpäda-
gogik, nicht unternommen wurde und wird. Damit will
ich den „Lügenpresse“-Vorwurf keineswegs relativieren,
geschweige denn rechtfertigen. Es geht mir hier darum,
eine Dimension dieses Diskurses zu eröffnen, die zeigt,
auf welche Weise alle aneinander vorbeireden. Wenn auf
den ersten Parteitag der AfD noch ein Demokratiede-
fizit angesprochen wurde, dann hatten sie mit Blick auf
die post-politische Technokratie einen Punkt.

Die durch den *unique*-Skandal provozierte Debatte
brachte uns keine neuen Erkenntnisse über den Umgang
mit Rechtsextremisten, außer dass Rechtsextremisten
wohl eine Bevölkerungsgruppe darstellen, mit der man
„umgehen“ muss, und dass größere Medien wie ZEIT
oder Deutschlandfunk sich dazu autorisierten, zu ent-
scheiden, wer und wer nicht mit ihnen „umgehen“ darf.
In diesem Sinne war der *unique*-Skandal eines der Phä-
nomene, an denen sich zeigte, dass der massenpädago-
gische Journalismus selbst Politik macht.

Mit Hegel begann ich, mit Hegel möchte ich enden. In
einem Brief an Karl Ludwig von Knebel vom 30. August
1807 schreibt Hegel über seine Erfahrungen als Chef-
redakteur der Bamberger Zeitung, der er von 1807 bis
1808 war:

„Sie wissen auch, daß ich immer einen Hang zur Poli-
tik hatte. Dieser hat sich aber beim Zeitungsschreiben
vielmehr geschwächt, als daß er dadurch Nahrung ge-
funden hätte. Denn ich habe hierbei die politischen Neu-
igkeiten aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen
als der Leser; diesem ist der Inhalt die Hauptsache, mir
gilt eine Neuigkeit als Artikel, daß er das Blatt füllt. Die
Verminderung des Genusses, den die Befriedigung der
politischen Neugierde gewährt, wird jedoch durch an-
deres ersetzt, das eine ist der Ertrag, — ich habe mich
durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruches in der
Bibel überzeugt und ihn zu meinem Leitstern gemacht:
Trachtet am ersten nach Nahrung und Kleidung, so wird
euch das Reich Gottes von selbst zufallen; — das an-
dere ist, daß der Zeitungsschreiber selbst ein Gegenstand
der Neugierde und fast des Neides ist, indem jedermann
das zu wissen wünscht, was dieser noch in petto behalte,
was, wie man versichert, das Beste sein soll [...].“

Hegels Erfahrung ist die der Eigendynamiken des Jour-
nalist-Seins. Aber er erzählt auch davon, dass Journalist
zu sein, etwas mit der subtilen Machtposition zu tun hat,
die durch die Beschäftigung mit „Fakten“ erwächst. Die-
se Machtposition kann man dann mit dem Wort „Verant-
wortung“ verklären. Man kann es aber auch lassen. □

Journalismus – oder die Beschreibung der Schwebeteilchen

von Thomas Honegger, Professor der anglistischen Mediävistik an der FSU

Einer meiner Geschichtsprofessoren beschrieb den Unterschied zwischen Journalismus und Geschichtsschreibung vor mehr als drei Jahrzehnten mit folgendem Vergleich: „Journalismus ist, bildlich gesprochen, die Beschreibung der Schwebeteilchen, wie sie im Fluss der Ereignisse zu beobachten sind. Ihre Richtung kann sich noch verändern – auch gerade aufgrund der Beobachtung durch die Medien. Geschichte hingegen beschäftigt sich mit den Sedimenten, die sich aus den abgelagerten Schwebeteilchen gebildet haben und sich nicht mehr verändern.“

Dieser bildhafte Vergleich zeigt einen wichtigen Aspekt des ursprünglichen Journalismus auf, der sowohl eine seiner Stärken wie auch Schwächen darstellt: die Fokussierung auf die tagesaktuellen Geschehnisse. Nicht umsonst trägt der Journalismus dieses Element immer noch in seinem Namen. Abgeleitet vom französischen Adjektiv *journal* = ‚täglich, jeden Tag betreffend‘, bezeichnete das Nomen *Journal* dann auch zuerst einen ‚Bericht über Tagesereignisse‘. Die deutsche Entsprechung, die *Tageszeitung*, ist ein Kompositum, das im ersten Teil den Tagesaspekt explizit macht und mit der ‚Zeitung‘, dem allgemeineren Wort für ‚Botschaft, Nachricht‘ kombiniert. Der Begriff ‚Zeitung‘ hat ein Gegenstück im englischen *tiding(s)*, das soviel wie ‚Ereignis, Nachricht‘ bedeutet und auf das altenglische *tīdung* zurück geht. Dieses wiederum ist verwandt mit dem Verb *tīdan*, welches mit ‚vor sich gehen, ereignen‘ übersetzt werden kann. Die ‚Zeitung‘ ist also der Bericht über das, was vor sich geht und in einer Tageszeitung sind logischerweise ‚tagesaktuelle Nachrichten‘ zu erwarten.

Viele der europäischen Sprachen haben zwar den Tagesaspekt des Journalismus in der Berufsbezeichnung (cf. engl. *journalist*, schwed./norw./dän. *journalist*, ital. *giornalista*, franz. *journaliste*, port. *jornalista* etc.), oder auch im Begriff, der das ‚Journalismusprodukt‘ – also die Zeitung – bezeichnet: ital. *giornale*, franz. *journal*, port. *jornal*. Es gibt jedoch auch europäische

Sprachen, die für die Zeitung ein Wort haben, das sich aus einem alternativen Zusammenhang herleitet. Das Paradebeispiel ist natürlich das englische *newspaper* (oder *news*), die den semantischen Kern des Inhalts explizit im Wort verankert. Beim span. *periódico* ist der Zusammenhang zwischen dem Begriff und einer zentralen Eigenschaft des Produkts, nämlich seine periodische (tägliche) Publikation, auch noch offensichtlich.

Die italienische *gazzetta* (und wohl auch das poln. *gazeta*) hingegen ist nicht auf den ersten Blick erklärbar und man muss die Geschichte der venezianischen Druckerzeugnisse kennen, um die Antwort zu finden. Anscheinend war *gazeta* ursprünglich eine venezianische Münze, die dem Preis des Nachrichtenblatts entsprach – und später als Bezeichnung für das Nachrichtenblatt selbst übernommen wurde. Etwas näher am Aktualitätsaspekt ist das niederländische Wort für Zeitung: *krant*. Es leitet sich aus dem französischen *courant* (‚laufend, aktuell‘) ab, das sich als Substantiv auch in Zeitungsnamen wie *Corriere della Sera* (Mailand), *Le Courrier* (Genf) oder *Kurier* (Österreich) wiederfindet und noch auf die ursprüngliche Verknüpfung der Zeitungen mit den Meldeläufern (= Kurieren) hinweist.

Im Zeitalter von X und Instagram sind es jedoch nicht mehr die Meldeläufer, die die Nachrichten überbringen. Im Sekundentakt prasseln die news ungefiltert darnieder und konkurrieren miteinander um die Aufmerksamkeit der Leser:innen. Was wir hier haben, ist nicht mehr Journalismus sondern Secondismus oder Momentismus. Es sind nicht mehr die eher gemächlich vor sich hintreibenden Schwebeteilchen, sondern die wild ausschlagenden Elementarteilchen, die Gegenstand der Betrachtung sind. Damit nimmt der traditionelle Journalismus in der heutigen Medienlandschaft eine neue und wichtige Position zwischen der Geschichtsschreibung und den neuen Medien ein, indem er eine reflektierte Darstellung, Einordnung und Kommentierung der Tagesereignisse bietet – und so einerseits seinem Namen gerecht wird, ihn andererseits mit neuem Sinn füllt und zu mehr macht als die Beobachtung von Schwebeteilchen. □

Ich heile, also

Wie die Sprache der Psychologie unser

von Aliena Kempf

Der beliebte Verweis auf Lyotards „Ende der großen Erzählungen“ verleitet dazu, eine neue große Erzählung – jenseits philosophischer oder politischer Systeme – zu übersehen, die in sämtliche Lebensbereiche vorgedrungen ist und den Kern unseres Selbst betrifft. Gerade weil sie so fest in unseren alltäglichen Gesprächen und Reflexionen über uns selbst und unsere Mitmenschen verankert ist, fällt ihre Deutungshoheit mitunter gar nicht auf.

Universelle, in Geschichten verpackte Erklärungen – meist religiöser oder philosophischer Natur – hatten einst die Funktion, menschliche (Leid-)Erfahrungen und kulturelle Umbrüche zu erklären. In der komplexen, pluralen Gesellschaft des späten 20. Jahrhunderts – so der Philosoph Jean-François Lyotard –, wird solchen Metaerzählungen jedoch mit großer Skepsis begegnet. Statt über große Erzählungen sprechen wir jetzt lieber über Bubbles oder Identitäten, die jeweils ihre eigenen kleinen Erzählungen haben. Was das Selbst und den Prozess seiner „Selbstwerdung“ betrifft, ist der Diskurs jedoch erstaunlich homogen geworden.

Denn im 20. Jahrhundert gewann eine Wissenschaft an Bedeutung, die vorgab, nicht nur menschliches Verhalten und Erleben, sondern auch lebensgeschichtliches Geworden-Sein zu erklären: die Psychologie. Aus dem Menschen und seiner Unvollkommenheit formte sie den „homo patiens“ – den ewigen Patienten. Dieser leidet unter familiären Verstrickungen, tradierten Rollenbildern und gesellschaftlichen Zwängen, die ihn daran hindern, sich selbst zu verwirklichen. Erst wenn er den Weg der Selbstbefreiung und -verwirklichung mit all seinen Höhen und Tiefen beschreitet, hat er die Chance, das zu werden, was er werden soll: eine eigenständige Persönlichkeit. Am Ende dieses Selbstwerdungsprozesses ist er vollumfänglich Herr und Schöpfer seiner Lage: Er verhält sich autonom und authentisch, ist in gesunder Weise auf sich selbst bezogen und fähig, den Herausforderungen des Lebens auf eine spielerisch-kreative Art und Weise zu begegnen. Es versteht sich von selbst, dass dieser Zielzustand nicht allzu leicht erreicht werden kann. Die Erzählung würde

ein zu frühes Ende nehmen, viele der Protagonist nach ersten Erfolgen nicht immer wieder auf alte Verhaltensmuster zurück – die sogenannten Regressionen. Damit die psychologisch geskriptete Geschichte funktioniert, muss der Protagonist Patient bleiben oder zumindest immer wieder dazu werden – und davon ist die Gruppe der Berufs- und Hobbytherapeutinnen keinesfalls ausgenommen.

Die Sprache der Selbsttherapie...

„Was fühle ich gerade? Was brauche ich jetzt? Sollte ich mich mehr abgrenzen? Das eben hat mich einfach getriggert – ein altes Trauma von mir kam da hoch. Das muss ich erstmal verarbeiten und versuchen, zu integrieren. Emotionsregulation ist noch ein großes Thema bei mir, und wie ich meine Bedürfnisse transparenter kommunizieren kann...“

Die Gewöhnlichkeit solcher Gedanken zeigt, wie selbstverständlich wir über uns selbst sprechen, als seien wir unsere eigenen Patienten, und uns dabei einer psychologisch inspirierten Sprache bedienen. Nach der Soziologin Eva Illouz sollte uns dieser Umstand allerdings zu denken geben. In *Die Errettung der modernen Seele* schreibt sie: Die psychologische bzw. therapeutische Sprache habe wie „kein anderes kulturelles Bezugssystem im 20. Jahrhundert“ – „mit Ausnahme des politischen Liberalismus und der marktwirtschaftlichen Sprache wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit“ – „die Modelle des Selbst“ beeinflusst. Von der Erkundung und Offenbarung unserer Ticks und Macken, Leiden und

bin ich

Selbstgefühl erobert

Unzulänglichkeiten scheint ein eigentümlicher Reiz auszugehen: Unser Leid macht uns besonders, interessant und rätselhaft. Der Austausch über emotionale Leiden und kleine Neurosen schafft bedeutsamere Beziehungen und ein Gefühl von Verbundenheit, während von der Erzählung der eigenen „Heilungsgeschichte“ die eigentümliche Befriedigung ausgeht, offenbar ein besserer (=emotional gereifter) Mensch geworden zu sein, der nun anderen zu Fortschritten verhelfen kann. Das ist der schmale Grat zwischen „Patientin“ und „Therapeut“ bzw. „Coach“, vereint im beständigen Streben nach Wachstum und Selbstverbesserung.

Der psychologische Blick verleiht unserer Wenigkeit ein hohes Maß an Bedeutsamkeit. In vermeintlich langweiligen Alltäglichkeiten, wie kleinen Malheurs, enthüllen sich unsere unbewussten Wünsche oder die eigentlichen Motive unserer Handlungen. Aber auch unseren nächtlichen Träumen haftet ein eigentümliches Offenbarungspotential an, das es zu analysieren gilt. Unsere Lebensgeschichte, besonders möglicherweise „traumatisch“ erlebte Eindrücke früher Kindertage, birgt tiefe Bedeutungen, die unser gegenwärtiges Erleben mit Sinn anreichern. Auf diese Weise erscheint uns unsere Biographie mit beinahe logischer Notwendigkeit kohärent – also sinnvoll – und keinesfalls belanglos. Bestenfalls wird aus einem frühen Leiden „mein Thema“, das sich wie ein roter Faden durch meine Lebensgeschichte zieht. Falls mich doch einmal der Verdacht erschleicht, meine Kindheit könnte ziemlich unspektakulär und normal gewesen sein – auch für eine traumatische Kindheit ist es niemals zu spät. Jede kann zur Neurotikerin werden, sobald sie in ihrem Empfinden und Verhalten entsprechende Symptome (oder „Themen“) aufspürt und ihre Kindheit nach deren Ursprung befragt. Und wer sucht, findet bekanntlich.

Illouz beobachtet, dass sich die therapeutische



Sprache mittlerweile nicht nur als eine Wissenschaft etabliert hat (der Psychologie), sondern auch in der Populärkultur und im Alltagsleben fest verankert ist. Im Zuge dessen rückte unser individuelles Selbstgefühl – *Wie fühle ich mich? Wie nehme ich mich wahr?* – ins Zentrum unseres Lebens. Die therapeutische Sprache lieferte gleichzeitig ein neues Sprach- und Wissenssystem, um das eigene Selbstgefühl zu erforschen, auszudrücken – aber auch, es zu problematisieren und durch eine beständige Selbsttherapie zum Positiven zu verändern. Daher handelt es sich nicht nur – und das ist das entscheidende – um eine Sprache, mit der sich der Mensch besser verstehen und seinen Platz in einer immer komplexer werdenden Welt finden kann. Die therapeutische Sprache brachte diesen Menschen samt seiner Entwicklungsziele und den damit einhergehenden Ängsten und Leiden erst hervor. Denn Menschen deuten und verhalten sich mit der Zeit nach einem Sprachmodell, sofern es ihnen plausibel erscheint und es ihnen oft genug plausibel gemacht wurde. Mittlerweile glauben wir dem therapeutischen Sprachsystem. Wir glauben z.B., dass man unter einer Depression leiden kann, und können legitime Gründe für das Erkranken angeben. Wir halten die psychologische Sprache für wissenschaftlich fundiertes Wissen, mit dem wir menschliches Geworden-Sein und Werden-Könnens zutreffend erklä-

ren können. Die psychologisch-therapeutische Erzählung unserer Lebensgeschichte fußt auf zwei Prämissen: **„Wehret den Anfängen“, denn unsere Gegenwart wird von unserer Vergangenheit bestimmt. Und: Befreie dich von den Altlasten und fange ein neues Leben an!**

...aus dem Geist des Calvinismus...

Im Grunde führt der Therapie- und Selbsthilfekult eine alte Glaubenstradition auf neue Weise fort. Er verlangt von uns nicht mehr als an die therapeutische Sprache, vor allem aber an uns selbst, zu glauben: *„Yes, you can“* – wenn du wirklich willst und daran glaubst, dass du dich ändern kannst, dann wirst du es schaffen.

Für den *homo patiens* fühlt sich jede psychische Heilung beinahe wie eine zweite Geburt an. Im Calvinismus, einer Form des Protestantismus, hieß Heilung noch Bekehrung. Die Voraussetzung dafür ist die Einsicht des Menschen in seine Sünden, ja sogar, dass sein gesamtes bisheriges Leben ein sündiges war, voller Leid und Verwirrung, weil er die Worte Gottes – die frohe Botschaft – nicht verstehen konnte. Doch durch den gottgegebenen Glauben ist das Verstehen und damit ein Neuanfang möglich. Vollherzig glauben zu können ist wiederum selbst ein Zeichen des Auserwähltseins, denn Rettung wurde nur einigen wenigen versprochen. Diese wenigen müssen aber auch tatsächlich gerettet werden. Da sich der Mensch aber nie sicher sein kann, ob er wirklich zu den Auserwählten gehört, ob er wirklich unerschütterlich glaubt, wird aus dem Glauben-Können ein ständiger Selbstprüfungsprozess. Ein protestantisches Leben besteht daher aus einem beständigen Auf und Ab zwischen Glauben und Zweifeln, zwischen Fortschritten im Glauben und Rückfällen in den Zweifel.

Der *homo patiens* muss dagegen nicht von seiner Sündhaftigkeit überzeugt sein, sondern von seinen Leiden und verschütteten Traumata. Seine Misere wird nicht auf Adam und Eva, den Eltern der Menschheit, sondern auf die eigenen Eltern zurückgeführt. Er kann sich davon nicht befreien, weil er sich selbst (alias das Wort Gottes) noch nicht verstanden hat. Darum will er verstehen. Er will glauben, dass er es schaffen kann – dass eine Besserung seines Zustands durch die Befreiung aus

alten Mustern (alias Sünden) möglich ist. Dafür muss er jedoch nicht an das Wort Gottes, sondern an das Wort der therapeutischen Sprache glauben. Dieses kann ihn auf verschiedenen Wegen erreichen: bei einer Therapie, einem Selbsthilfe-Workshop, bei Gesprächen mit Freunden oder beim Durchstöbern seines Social Media Feeds. Hauptsache, er kann all das in Einem fühlen und begreifen: sein Leid, Hoffnung auf Befreiung und das therapeutische Wort. Dann ist der *homo patiens* bereit für seine zweite Geburt. Eine Geschichte – egal, ob selbsterzeugt oder gemeinsam erarbeitet – verbindet eine psychologische Kategorie mit seiner Lebensgeschichte und trifft ihn dabei mitten ins Herz. Der „Patient“ hat plötzlich eine neue Sprache für sein Gefühl und dessen Ursache. Sein Leid muss sich nicht mehr in der Sprache der Symptome ausdrücken, weil er es nun verstanden hat. Im Lichte der neuen Erklärung scheint sein verunsichertes Selbst plötzlich wieder Sinn zu ergeben, z.B.: *„Es ist ADHS!“*, *„Es ist soziale Angst!“* oder auch: *„Es ist Scham!“* Er fühlt und deutet sich fundamental anders und hat dazu die Gewissheit zurückgewonnen, etwas tun zu können: Er kann über seinen Gefühlshaushalt bestimmen, anstatt ihm ausgeliefert zu sein. Er kann sein Leid noch tiefer fühlen, oder versuchen, sich davon zu befreien. Beides – dass ich mich verändern kann oder auch, warum das so schwer ist – lässt sich durch die jeweils passende Erzählung in (Selbst-)Gesprächen rechtfertigen.

Denn sofern sich die Wende im eigenen (Er-)Leben meistens doch nicht so einfach vollziehen lässt und das Selbst erneut von Leid geplagt wird, kommen auch dem *homo patiens* protestantische Zweifel auf: *Kann ich mich wirklich ändern (alias: Werde ich errettet werden) oder sind meine frühen Prägungen doch zu wirkmächtig (alias: Bin ich zum ewigen Leiden prädestiniert)? Wenn ich keine Fortschritte mache, dann habe ich den Schlüssel zur Linderung meines Leids vielleicht noch nicht gefunden?* So entsteht ein merkwürdiger Hybrid aus einer Identifikation mit der Diagnose und ihrer Zurückweisung – *so bin ich eben, oder doch nicht?* – und einem Schwanken zwischen Verbesserungsoptimismus und -pessimismus: *Kann ich mich wirklich befreien (alias mich selbst verwirklichen), wenn ich es nur wirklich will?*

...bis zum Rand des inneren Universums

Im Zuge der weltweit wachsenden Bedeutung der Psychologie ist unsere subjektive Wirklichkeit - unsere Gefühle, Wünsche und Erinnerungen - in nie dagewesener Weise interessant und gleichsam problematisch geworden. Wenn wir die Welt da draußen schon nicht begreifen können, wollen wir wenigstens wissen, wie die Welt für uns ist, „wie es sich anfühlt“, „was das mit uns macht (und damals mit uns gemacht hat)“ und was wir alles können könnten. Doch dem nicht genug: Mehr als alles andere wollen wir unsere verborgene Innenwelt und unsere unverwechselbare Persönlichkeit erkennen und ausdrücken, zu unserem Wesenskern, unserem „wahren Selbst“, vordringen und dieses nach besten Möglichkeiten verwirklichen. Auf Ebene unserer subjektiven Wirklichkeit, so hoffen wir, kann unsere Sehnsucht nach Wahrheit und Gewissheit gestillt werden. **Selbstbeobachtung und -erkundung sind zu einer Lebensaufgabe geworden, die vor allem einen Zweck erfüllt: einem Gefühl von Unsicherheit, Sinnlosigkeit und Passivität Abhilfe zu verschaffen.**

Der Kontakt zu meinem Selbstgefühl, das tiefe Empfinden meines leidenden und heilenden Selbst, gibt mir das Gefühl, auf dem Weg zu sein und diesen Weg selbst bestimmen zu können. Ich erlange ein tieferes Wirklichkeitsempfinden, wenn nicht ein neues Lebensgefühl.

Der therapeutische Selbstbezug hat nur einen Haken: Wir verdinglichen unser Selbst, während wir versuchen, es mit bedeutungsvollen „Diagnosen“ aufzuladen. Die Diagnose „soziale Angst“ kann dem eigenen Erleben Sinn, eine Perspektive für den Umgang damit und ein Versprechen auf „Heilung“ geben. Eine Identifikation mit dem eigenen Leiden, was für den *homo patiens* nur natürlich ist, sabotiert jedoch die Selbstwahrnehmung und Handlungsfähigkeit: **Zum Sozial-Ängstlichen wird man erst nach der (Selbst-)Diagnose - und die Erzählung einer turbulenten Leidens- und Besserungsgeschichte**

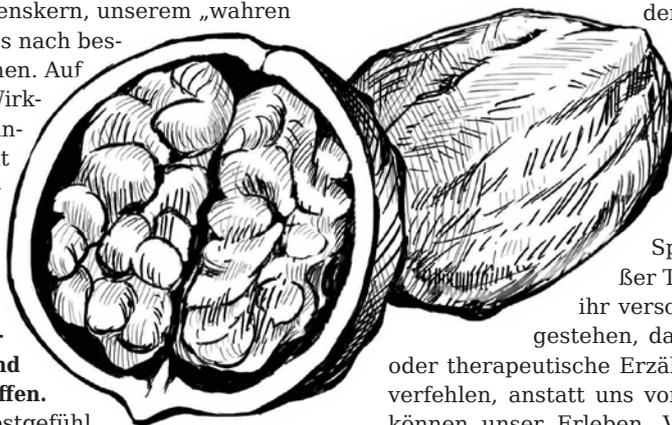
kann beginnen. Auch erscheint die angenommene Tiefe plötzlich erstaunlich flach, wenn wir dazu angehalten sind, das Selbst mit psychologischen Begriffen, wie Introversion oder Narzissmus dingfest zu machen. Auch hier gilt dasselbe: Zur Introvertierten wird man erst, während zum Narzissten primär der andere für uns wird.

Manchmal hilft es, sich daran zu erinnern, dass die Psychologie und ihre Begriffe nicht den Status einer allgemeingültigen Wahrheit haben, sondern Teil des jeweiligen übergeordneten Glaubenssystems einer Gesellschaft sind. Wie Berger und Luckmann in *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* anschaulich beschreiben, kann man glauben, „dass Dämonen sich auf Menschen stürzen, die an einem bestimmten Kalendertag geboren werden“, oder dass die Neurose Menschen befällt, die als Kinder zu viel oder zu wenig von ihren Müttern geliebt wurden. Solche Denkkategorien werden jedoch erst zu unserer subjektiven Realität, wenn wir

denken, dass wir wahrhaftig so sind - sei es neurotisch, introvertiert usw.

Vielleicht ist es an der Zeit, die psychologische Befreiungsgeschichte umzuschreiben und bei der Befreiung von der therapeutischen Sprache zu beginnen. Ein großer Teil unseres Leidens würde mit ihr verschwinden. Wir sollten uns eingestehen, dass psychologische Kategorien

oder therapeutische Erzählungen unser Selbst letztlich verfehlen, anstatt uns von der Seele zu sprechen. Wir können unser Erleben, Verhalten und unsere lebensgeschichtliche Entwicklung durch die psychologische Sprache nicht verstehen, geschweige denn steuern oder „therapieren“. Und nicht dieser Umstand sollte uns beunruhigen, sondern der umgekehrte: die Omnipräsenz psychologischer Erklärungen für alle Lebenslagen. Anstelle einer neuen Metaerzählung brauchen wir vielmehr eine je eigene Sprache über uns Selbst und unser Gegenüber. Wir sollten uns beharrlich um ein tiefgreifendes, aber dennoch nüchternes Verständnis bemühen und verallgemeinerte Erklärungsmuster - ganz im Sinne Lyotards - mit großer Vorsicht genießen. □



Die rechte Jugend?

von Ema Wolfram

Nach diversen Debatten in den vergangenen Jahren wurde das Alter für die Wahlberechtigung bei der Europawahl 2024 von 18 Jahren auf 16 herabgesetzt. Dies eröffnete den Parteien neue Wähler und damit einhergehend eine neue Audienz. Ihr Ziel ist es natürlich, die neu zugängliche Jugend für sich zu gewinnen. Vielen Artikeln zufolge scheint das einer Partei besonders leicht zu fallen: der AfD. Auf allen möglichen Nachrichtenportalen liest man Schlagzeilen, wie „Stimmungstief und Rechtsruck bei Jugend“ bei ZDF heute. Die Süddeutsche Zeitung titelte: „Junge Menschen in Deutschland so pessimistisch wie nie“.

Um zu untersuchen, ob die Vorwürfe der Wahrheit entsprechen, ist es naheliegend, das Ergebnis der Europawahl 2024 mit der aus 2019 zu vergleichen. So lässt sich erkennen, ob es einen auffälligen Zuwachs des AfD-Anteils gibt. Man muss jedoch beachten, dass dies Erstwahlen von 16- und 17-Jährigen auf Europaebene sind. Erst zukünftige Wahlen werden die Veränderungen der Einstellungen dieser Jugendlichen sicher zeigen können. In den Kommunalwahlen wiederum treten viele Vereine oder parteilose Bündnisse an. Eine Einordnung in die politischen Lager ist bei diesen schwer möglich. Das Mindestalter bei den Landes- und Bundestagswahlen beträgt weiterhin 18 Jahre. Dementsprechend ist der Altersbezug auf die Europawahl am plausibelsten.

Blickt man auf diese Wahl, hat die AfD mit 15,9% abgeschnitten, womit sie weit vorne liegt und einen Anstieg von 4,9% zu verzeichnen hat. Damit erreicht sie, neben dem Bündnis Sahra Wagenknecht, den zweitgrößten Zuwachs. Die meisten Stimmen hat weiterhin die CDU mit 23,7%. Den größten Verlust erlitten die Grünen mit -8,6%, deren Anteil nur noch bei 11,9% liegt. Mit 13,9% sank der Prozentanteil der SPD leicht um -1,9%. Nach einer Umfrage von *Infratest dimap* haben unter 25-Jährige zwar mit 16% die AfD gewählt, jedoch auch zu 28% kleinere Parteien, die außerhalb des politisch etablierten Spektrums liegen. Beliebte sind hier besonders Volt oder die Tierschutzpartei. Die Prozentzahl der Jugend zur Zustimmung der rechten Partei unterscheidet sich nicht besonders von der anderer Altersgruppen. 35 bis

44-Jährige haben beispielsweise mit 20% die AfD gewählt. Es scheint andererseits auffällig zu sein, dass die rechtspopulistische Partei mit 11% im Vergleich zu der Bekanntgabe aus 2019 das größte Wachstum auf der Seite der Jugend und jungen Erwachsenen genießt. Die Union hat nur 5% gewonnen und kleinere Parteien 3%. Den größten Verlust verzeichnen auch hier die Grünen mit -23%.

Erwähnenswert ist: Die Wahlen sind und bleiben geheim. Alle Statistiken auf dem Gebiet sind mit einer gewissen Vorsicht zu genießen. Eine andere Taktik als Wahlumfragen, um die Jugendeinstellung zu ergründen, sind Studien. Eine, die von vielen Zeitungen zitiert wird, ist die Trendstudie „Jugend in Deutschland 2024“. Der Inhalt spiegelt wider, dass 22% der befragten 2.042 Personen zwischen 14 und 29 Jahren die AfD wählen würden, wenn morgen Bundestagswahl wäre (2022 lag der Prozentsatz bei 9%). Das stellt den höchsten Prozentanteil aller zur Auswahl stehenden Parteien dar. Die CDU erhielt vergleichsweise nur 20%. Die Studie erscheint auf den ersten Blick vertrauenswürdig, ist jedoch nicht durch ein Peer-Review-Verfahren geprüft. Sie ist dementsprechend nicht wissenschaftlich qualitätsgeichert. Auch die Methodiken der Erhebung sind hinterfragbar. Die Studie rekrutiert ihre Teilnehmer ausschließlich online. Prof. Manfred Güllner, ForSa-Chef und Meinungsforscher, kommentiert das vorliegende Problem in einem Interview der Bild. Sie sei „schlampig durchgeführt“ worden. Er weist darauf hin,



dass „AfD-Anhänger [...] im Netz aktiver als Sympathisanten anderer Parteien“ sind. „Deshalb sind sie auch in Online-Panels, wo man sich selbst als Teilnehmer anmelden kann, generell überrepräsentiert. Durch diese Verzerrung sind auch die jungen, mithilfe eines solchen Panels Befragten überdurchschnittlich häufig Anhänger der AfD.“ Damit untersteht sie einem *selektiven Bias*.

Eine geprüfte Studie, die sich nicht mit den Altersgruppen, sondern mit den allgemeinen Ursachen für eine Rechtsorientierung befasst, ist die „Unterstützung für eine rechtspopulistische Partei und subjektives Wohlbefinden“ (M. Adea, S. Huck, 2024). Dabei erfolgte die Umfrage viermal, vor und nach den Bundestagswahlen. Einmal in den Jahren 2019/2020 und zweimal 2021. Es wurden rund 4.094 prospektiv randomisierte Teilnehmer wiederholt befragt. Inhaltlich wurden dabei „Fragen zur politischen Orientierung und Gesundheit“ bewertet. Somit wurde die Tendenz zur Entwicklung nach rechts mit bestimmten Faktoren in Verbindung gebracht. Die Auswertung zeigt, „dass Personen, die neue oder marginale Befürworter der AfD sind, eine Verschlechterung des Wohlbefindens aufweisen. [...] Darüber hinaus stellen wir eine starke Korrelation zwischen negativer Wahrnehmung des persönlichen und finanziellen Wohlergehens und der Unterstützung der rechtspopulistischen Partei AfD her. Dies sind neue Erkenntnisse, da in früheren Studien typischerweise eine Kausalität in die entgegengesetzte Richtung hindeutete und es selten ein Zusammenhang zwischen Wohlbefin-

den und AfD-Unterstützung gab. [...] Wie die Literatur gezeigt hat, ist die Unzufriedenheit mit dem politischen System ein wichtiger Motor der Unterstützung rechtspopulistischer Bewegungen, in Deutschland und anderswo.“

Im Kontext der letzten Jahre lässt sich festhalten, dass die Rechtsbewegung mit dem Missmut der Bürger Deutschlands zusammenhängt, weniger mit dem Alter. Einer der Aspekte ist die zunehmende Inflation. Durch diese kam es besonders zur Verarmung der unteren Bevölkerungsschicht und hat somit einen großen Teil zu der schlechten ökonomischen Wahrnehmung der Menschen beigetragen. Da diese Schicht den größten Bevölkerungsteil darstellt, ist das enorme politische Wachstum der AfD nachvollziehbar. Weitere Umfragen von *infratest dimap* zeigen, dass vor allem die Populationsgruppe, welche die rechte Partei wählt, angab, der Bundesregierung einen Denkmittel verpassen zu wollen. Frühere Besorgnisse über den Klimawandel werden durch aktuellere Krisen und daraus resultierenden Ängsten vor Krieg, unkontrollierter Masseneinwanderung, einem schlechten Rentensystem und auch dem maroden Schulsystem verdrängt. Der erhebliche Verlust von Zustimmung zu den Grünen findet in diesem Sinneswandel seinen Ursprung. Momentan von einer rechten Jugend zu sprechen, ist zwar noch inkorrekt, jedoch wird sich voraussichtlich vor allem die jüngere Bevölkerung immer mehr radikalisieren und polarisieren, wenn sich der soziale Verfall weiter fortsetzt. □

Garagen

– geheime Universen am Stadtrand

von Julia Florschütz

Drei meist graue Wände, ein Flachdach und ein Tor. Auf den ersten Blick gibt es fast nichts Unspannenderes. Gut, manchmal ist das Tor aus Holz, manchmal aus Metall, manchmal blättern fünf Farbschichten gleichzeitig ab und manchmal offenbart es die schönste, unbehandelte Holzmaserung. Der kalte Betonboden ist entweder befleckt oder von Teppich bedeckt. Aber alles in allem ist der Ort Garage wohl keiner, über den sich übermäßig viel Gedanken gemacht wird – zu Unrecht.

Garagen sind ein gemeinschaftsstiftender Ort, weil jede:r eine Verbindung zu ihnen hat. Ich erinnere mich zum Beispiel, dass ich als Kind bei Regen in der Garage geschaukelt habe. Sie war wie eine kleine, schützende, trockene Box mit Panoramablick ins nasse Draußen. Viele, vor allem Männer ab Mitte 60 in Ostdeutschland, verbinden mit ihrer Garage Schweiß und tiefe Gefühle. Sie haben meist aktiv an der Erbauung mitgewirkt. Endlose Torreihen von Garagenbatterien, welche in Vereinen verwaltet werden, sind Ergebnis eines Garagenmangels aus DDR-Zeiten. In Eigenleistung mussten die Bedarfsmeldenden mauern oder Betonteile aufeinandersetzen. Dabei fragte keine:r so genau, wem das Land gehörte, auf dem gewerkelt wurde. Dies gipfelt seit ein paar Jahren in ausgedehnten Rechtsstreitigkeiten überall in den neuen Bundesländern. Das sogenannte Schuldrechtsanpassungsgesetz sollte die alte Substanz erst einmal erhalten. Seit 2015 melden Städte und Kommunen andere Nutzungsarten für ihre Grundstücke an und die Garagenbesitzer:innen müssen ihre eigenen drei Wände räumen. Grund dafür ist, dass die Eigentumsverhältnisse in der DDR anders organisiert waren als heute. Die Garage gehört den Nutzer:innen tatsächlich. Mittlerweile ist das aber unerheblich, wenn auf fremden Grund und Boden gebaut wurde.

In Jena wird so ein Streit aktuell ausgefochten. Die Stadt möchte Fördergelder in Höhe von 753.300 € für das Errichten von sogenannten Klimaoasen einstreichen und hat vermutlich noch andere Gründe, die Gargenvereine verdrängen zu wollen. Ein akut betroffener wehrt

sich mit allen Mitteln, seien es Banner an ihren Toren, eine Petition oder rechtliche Schritte. Die Aussicht auf Gewinn scheint mit Blick auf ähnliche Fälle jedoch unrealistisch. Leider geht mit Räumung und Abriss mehr verloren als veraltete Fabrikate. Freundschaftliche Hilfe und der Austausch von Wissen sind verbreitete Umgangsformen auf Garagenhöfen. Einige Vereinigungen feiern Garagenfeste mit Verpflegung und Unterhaltungsprogramm. Viele Ältere beschwerten sich im Gegensatz aber über fehlendes Engagement von jüngeren Pächter:innen. Diese Haushalte vermutlich anders mit ihrer Zeit. Eine Bestätigung der Nichtbetätigung ist allgemein gesehen aber schwer, zumal ein größerer Teil der Besitzer:innen älteren Jahrgangs sind. Junge Schrauber sprechen dagegen. (Traditionell und nach den Klischeevorstellungen ist eine Simson immer noch oft das Objekt der Begierde.) In Partygaragen gesellen sich sowieso nur in etwa Gleichaltrige zusammen. Diese scheint es in jeglicher Altersklasse zu geben.

Hier bahnt sich jedoch das nächste rechtliche Problem an. Garagen auf kommunalem Grund müssen nach Rechtsprechung ein motorisiertes Gefährt beherbergen. Garagen nur für Gelage, Garagenbands oder Geschraube sind untersagt. Trotzdem finden sich kreative Köpfe, die es bewerkstelligen in ihnen Bandproben oder Nähkurse durchzuführen. Auch das ein oder andere Unternehmen wurde in Garagen gegründet oder operiert in ihnen. Für Veranstaltungen außer der Reihe dürfen sie jedoch verwendet werden. Garagenflohmärkte sind zwar kein deutschlandweit breit gestreutes Phänomen, mit



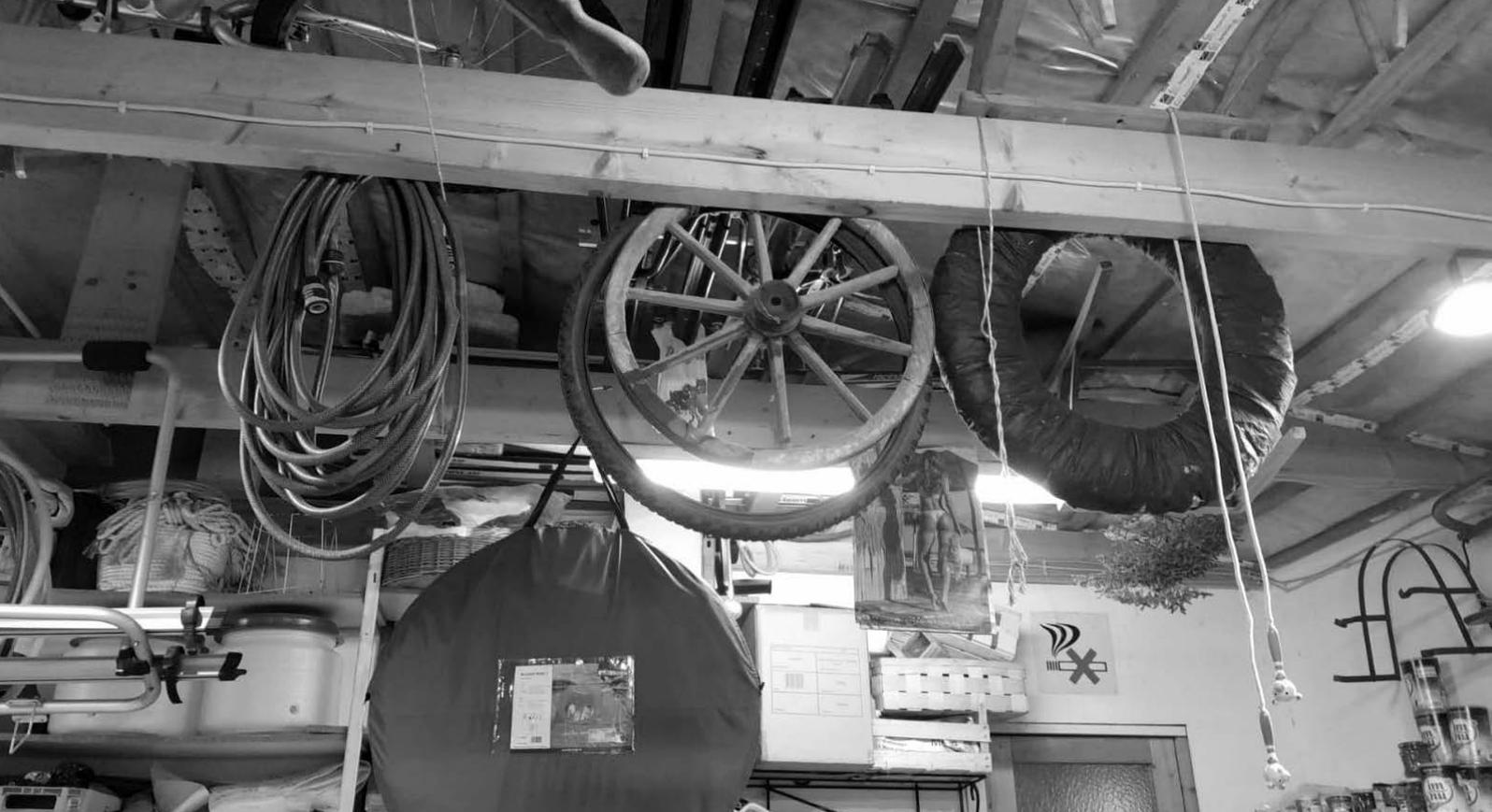
Hinblick auf ihren praktischen Nutzen sollten sie dies aber definitiv sein.

Immerhin lagern viele Gegenstände in ihren Garagen, die sie „irgendwann nochmal gebrauchen“ können – oder die Kinder, Enkel oder die Großtante dritten Grades. So manche Projekte und Hobbys schlummern noch dort in Kisten, welche sicherlich irgendwann mal verwirklicht werden, wenn doch eines Tages nur endlich genug Zeit dafür übrigbleibt. Ob Schrott oder Schatz, ist wohl subjektiv zu bewerten – der Schutz des Eigentums weniger.

Besitzer:innen fürchten zurecht Einbrüche und Diebstähle an den oft abgelegenen Orten, die immer wieder passieren. Aber auch in den Garagen ist Kriminalität nicht ausgeschlossen. Es finden sich Drogen oder Hehlerware. Bei den Stichworten Jena und Garagen ist der NSU eine legitime Assoziation, die nicht mit Stillschweigen behandelt werden darf. Im Januar 1998 durchsuchte die Polizei drei Garagen in einem Hofkomplex in Jena. Zwei von diesen gehörten Uwe Böhnhardt, die andere mietete Beate Zschäpe. Es wurden vier Rohrbomben und Utensilien zum Bau weiterer gefunden, darunter 1,4 kg TNT, außerdem rechte Fanzines, eine Diskette mit ausländerfeindlichen Aussagen, Zigarettenreste mit der

DNA von Zschäpe und Kontaktdaten zu Neonazis (Wikipedia nennt sie die „Garagenliste“). Es bleibt das beunruhigende Gefühl, dass auch Rechtsextreme Geschichten mit Garagen teilen. Gedenkort zu schaffen und Aufarbeitung zu vollziehen, bleiben aktive Baustellen der Stadt, die wiederkehren, sobald Orte wie diese ausgelöscht bzw. frei zugänglich werden. Fraglich bleibt, ob und inwiefern sich der betroffene Garagenhof mit seiner Vergangenheit auseinandersetzt. Die Gefahr, dass Erinnerungsorte von den Falschen genutzt werden, bleibt bestehen. Nicht zu vergessen ist dabei, dass Garagen in Verbindung mit dem Fall des NSU auch ein Symbol für unzureichende Polizeiarbeit sind, an die simultan immer miterinnert wird. Auch hier bestehen Fragezeichen und weiterer Aufarbeitungsbedarf.

Strenges Regelwerk von Garagenvereinsatzungen versus privater, abgeschlossener Raum in der Einöde – beides geht Hand in Hand und scheint sich doch zu widersprechen. Garagen konstruieren Freiräume und sind gleichzeitig reglementiert. Sie können die Funktion wie die eines Kellers als Lagermöglichkeit erfüllen. Gleichzeitig verbinden sie sich mit dem Versuch, Ort der Freizeitgestaltung zu sein, trotz strenger Regeln. Darin hat die Garage einige Gemeinsamkeiten mit Schrebergärten, welche auch vereinsorganisiert sind. Eine Garage ist ein Zwischenort – nicht öffentlich, weil gern verschlos-



sen und mit privaten Gütern angefüllt, aber nicht ganz privat, weil einsehbar, wenn sie geöffnet ist, außerdem manchmal ein gutes Stück vom Zuhause entfernt. Eine Garage ist oft nicht eingerichtet oder zum Herzeigen gedacht und trotzdem ist es den Besitzer:innen unangenehm, wenn sie nicht aufgeräumt haben. **Die Garage ist nicht Wohnraum, nicht Durchgang, nicht Lager, nicht Freizeitzimmer und nicht Zeitkapsel - sie ist alles in einem.**

Nüchtern betrachtet sind Garagen aber leider weniger divers als es klingen mag. Tatsächlich passieren meist ähnliche Dinge in oder vor ihnen: schrauben, werkeln, putzen, aufräumen, zusammensitzen oder stehen, Bier oder andere Getränke trinken. Die Garage ist und bleibt nach wie vor ein in Mehrheit männlich besetzter Raum. Einige Männer garantierten mir im Gespräch, dass ihre Frauen froh seien, wenn sie in der Garage zu tun hätten und ihre Partnerinnen in Ruhe ließen. Die Frau bleibt im Haus. Der Mann geht raus und macht „etwas mit den



*Der Garagenhof, auf dem
Bombenmaterial des NSU
konfisziert wurde.*



Händen“. So wie gesamtgesellschaftlich ist auch in dieser Ausformung von Geschlechterrollen kein schneller Wandel zu erwarten. Es gibt Frauen, die genauso wie Männer mehrmals die Woche auf Garagenhöfen einkehren, aber sie bleiben – zumindest bis jetzt – eine kleine Minderheit. Zugegebenermaßen sind sie auch einfach im Nachteil, immerhin gibt es auf Garagenhöfen keine Sanitäreinrichtungen.

Noch eingängiger und anschaulicher gelingt es der Ausstellung „Garagen | Geschichten“ über diese zu informieren. Vom 06.09.2024 bis 16.03.2025 ist sie im Volkskunde Museum in Erfurt (Juri-Gagarin-Ring 140a, 99084 Erfurt) zu sehen. Es steht fest, dass Garagen vielseitiger sind als drei Wände, ein Dach, ein Tor, ein Auto. Ein Blick dahinter lohnt sich. □

Der Diamantenesel

von Klaus Relotius

„Und wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“, singen Jenaer Burschenschaften bis heute gerne. Mit der Treue gibt es in Jena scheinbar an anderer Stelle ein klitzes kleines Problemchen. Im Herbst 2022 berichtete erstmalig der MDR über das Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Gera gegen den ehemaligen Werkleiter von JenaKultur Herrn Jonas Zipf. Der Verdacht: Untreue. Das nie realisierte Projekt „The Diamond Maker“ zieht nun einen Rattenschwanz von Verdrießlichkeiten nach sich, der auch unseren Bürgermeister Herrn Thomas Nitzsche in Bedrängnis bringt. Die ganze Geschichte stinkt nach Filz, aber von Anfang: In einem Anflug geistiger Umnachtung bildete sich in den Köpfen des Ex-Werkleiters Zipf und des Schweizer Künstlers Christoph Büchel Anfang 2021 ein Gehirnfurz. Die Idee, aus Scheiße Gold zu machen, kennen wir alle aus dem Märchen mit dem goldenen Esel, aber die Zauberer Zipf und Büchel strebten danach, ihr liebstes Kindermärchen aus der Fiktion in die Realität zu heben. Die Abfolge der Geschehnisse wurde von der Lokalpresse bereits mit einem vollmundigen Titel getauft: die Diamanten-Affäre. Der Goldesel, besser der Diamantenesel, war in diesem Fall unsere prosperierende Lichtstadt Jena. Zipf und Büchel strebten nach Höherem. Wer das nicht verstehe, beteilige sich hier an der intriganten „Schmutzkampagne“. Die Berichterstattung wolle Zipfs Existenz vernichten. Er wollte Kultur machen und nicht nur verwalten. „Entwicklungsthemen sind anstrengend und teuer.“ Das Ganze sei ein stadtpolitisches Narrativ, um ihn loszuwerden, sagte Zipf der OTZ. Der Stadtrat hingegen kocht vor Wut. Der angerichtete Schaden durch Herrn Kulturmacher Zipf beträgt rund 100.000 Euro. Wäre das Projekt realisiert worden, hätte es ca. 300.000 Euro gekostet. Davon angeblich 180.000 Euro Fördermittel vom Bund. Mit Kleinscheiß gibt sich Zipf nicht ab, denn seine Vision besteht aus großer Scheiße. Er wollte nicht kleckern, sondern kacken. Aber nochmal, worum geht es denn überhaupt?

Man nehme die alten Gemälde des Künstlers Büchel

und sammle dessen Kot. Ja, richtig gehört. Seine Exkremente! Das alles wird zusammengemischt, verbrannt und dann unter Hochdruck in der Schweiz zu Diamanten gepresst. Wahnsinn, was die Schweizer alles können! Fertig ist das Projekt: „The Diamond Maker“ ein Stück kohlenstoffbasierter Hochkultur. Im Mai 2022 trat dann unser liebster Bürgermeister Nitzsche vor den Stadtrat und informierte die Öffentlichkeit, dass Herr Zipf sich ein Holzfloß gebaut habe und auf diesem mit freiem Geleit die Saale hinunter bis zur Mündung der Elbe fahre, um dort die freie Seeluft der großen Kulturstadt Hamburg zu atmen. Der Macher Zipf arbeitet von da an bis heute als kaufmännischer Geschäftsführer der angesehenen Kulturagentur „Kampnagel“, denn mit Geld kennt Zipf sich aus. Laut Gerüchteküche sei er bereits im April 2022 intern freigestellt worden, da ein Verdacht auf „rechtswidriges Verhalten“ vorlag. Anstatt Zipf in Elon-Musk-Manier zu feuern, erhielt er einen Aufhebungsvertrag. Diese Art von Vertrag sei angeblich mit einer Abfindung verbunden. Tatsache ist, dass bei derlei Personalentscheidungen die Zustimmung der Ratsdamen und Ratsmannen des Stadtrates eingeholt werden muss. So steht es in Paragraf 22 und 29 der Thüringer Kommunalverordnung. In früheren Fällen hätte Nitzsche das auch so gehandhabt, nur bei der Causa Zipf nicht. Komisch. Aber Nitzsche muss sich an die Stillschweigeklausel halten und sagt nichts dazu. Ganz nach dem Motto: Reden ist Kot, Schweigen ist Diamant. Pünktlich an dem Tag, als die Plakate zur Kommunalwahl aufgehängt wurden, reichte die Linken-Fraktion um OB-Kandidat Jens Thomas eine Organklage gegen Nitzsche ein. Zufälle gibt es. Der Diamantenesel wird wohl vorerst ein Märchen bleiben. □

Decoding Taylor Swift

von Rebecca Hinrichs

Der Hype um Taylor Swift ist real. Jeder kennt mindestens einen Song und ihre derzeitige Eras Tour bricht alle Rekorde. Swifties auf der ganzen Welt spielen Millionen in die Kassen, um ihr Idol live performen zu sehen. Doch was genau macht diesen Hype aus und warum auch ich während dieser Recherche in den Bann der Taylor Swift gezogen wurde - „Are U ready for it?“

„It’s been a long time coming“. Ab und zu durchzuckt ein aufgeregtes Kreischen die angespannte Menge. Jeder weiß, was gleich passiert, doch alle halten den Atem an. Für viele ist es das erste Aufeinandertreffen mit einer Person, die sie durch ihr komplettes Aufwachsen, ihre Jugend, ja durch den Großteil ihres Lebens begleitet hat. Die Bühne verwandelt sich dank auffälliger Lichteffekte in ein Meer aus schillernden Pastellfarben, begleitet von mehreren Backgroundtänzern, die riesige fächernde Schmetterlingsflügel auf dem Rücken tragen. Und hier ist auch schon das erste Easter Egg des Abends: Ein wiederkehrendes Muster. In einer der zahlreichen Shows wurde die Färbung an eine bestimmte Krabbenart angepasst, die in ihrem lateinischen Namen das Wort „Swiftie“ enthält. Quelle: Ein Fan-Tik-Tok, das viral ging.

Zwischen den flatternden Flügeln erscheint sie plötzlich: Taylor Swift, eine der größten, wenn nicht die größte Pop-Ikone der heutigen Zeit. Viele im Publikum können nicht glauben, dass sie diesen Moment gerade wirklich erleben. Die Bridge des nächsten Songs wirkt wie ein Schwur unter den Fans: „I’m drunk at the back of the car and I cried like a baby coming home from the bar. Said I’m fine but it wasn’t true. I don’t wanna keep secrets just to keep you.“

Ihr Song *Cruel Summer* greift perfekt die Atmosphäre einer „Situationship“ auf, die für den einen wohl mehr bedeutet als für den Gegenpart. Hier verdeutlicht sich ein weiterer faszinierender Aspekt des Phänomens der Taylor Swift: Man weiß nicht ganz genau, wer mit dem Song gemeint ist, aber man erinnert mit Sicherheit eine Lebenslage, in der man sich schon einmal befand, für die ein bestimmter Taylor-Swift-Song wie zugeschnitten wirkt. So als wäre er genau dafür geschaffen. Für viele ist dieses dreistündige Konzert viel mehr ein Ritt durch das eigene emotionale Leben, mit all seinen Höhen und Tiefen. Viele nutzen ihre Songs, um sich gehört, gesehen

und aufgehoben zu fühlen. In diesem Sinne: „Welcome to the Eras Tour!“

Nach dem ersten Outfitchange in einen glitzernden Blazer und der Performance von *The Man* wechselt das Bühnenbild in ein glühendes Gold. Man betritt die zweite Era des Abends. Ein Album bildet hierbei eine sogenannte Era. Nachdem Taylor Swift durch die Corona-Pandemie seit 2019 nicht mehr auf Tour gehen konnte, packte sie einfach ihre bis dahin vier neu erschienenen Alben in eine Tour, ergänzte diese mit ihren alten Songs und präsentiert ihren Fans so eine dreistündige Show, die eine Reise durch ihre musikalischen „Eras“ beschreibt. „It’s been a long time coming“.

Das Besondere daran: Keiner der Fans könnte genau beschreiben, welche Art von Konzert sie besuchen, denn im Laufe ihrer musikalischen Karriere bediente Taylor Swift die verschiedensten Genres und legte eine mächtige Verwandlung hin vom einst lieben und leicht schüchternen Country-Girl zu der Popkünstlerin unserer Dekade. Vergleicht man etwa nur die ersten beiden Eras „Lover“ und „Fearless“ miteinander, fallen die gewaltigen Unterschiede auf. Die „Fearless“-Era enthält viele der Oldschool-Lieder wie *Love Story* oder *You Belong with me*, bei denen Taylor selbst auf der Gitarre die Menge zum Kreischen bringt und klare Country-Einflüsse zu erkennen sind.

Hier liegen die Anfänge von Taylor Swift. Der Legende nach brachte sich die kleine Taylor selbst das Gitarre Spielen bei, spielte auch mit blutigen Fingern weiter und klopfte an jede Tür der großen Plattenfirmen in Nashville, der Hochburg des Countries. Hierbei sei hinzugefügt, dass auch ihre Eltern Andrea und Scott Swift alles daran setzten, die Karriere ihrer Tochter voranzutreiben. So zog die ganze Familie etwa von Pennsylvania nach Nashville, um Taylors Chancen auf einen Plattenvertrag zu erhöhen. Nachdem Taylor mit 15 Jahren einen

Plattenvertrag für sechs Alben bei dem Label Big Machine Records unterzeichnet hatte, investierte ihr Vater mehrere Millionen in das Label, um den Erfolg seiner Tochter sicherzustellen. Es handelte sich also nicht um zufälligen Erfolg, sondern um das Ergebnis einer wohlgeplanten Strategie.

Taylor selbst meinte einmal, dass es ihr immer wieder aufstoße, wenn von Frauen in der Musikindustrie erwartet werden würde, dass all ihr Erfolg ihnen nur zugeflogen wäre und dahinter nicht harte Arbeit stehen würde. Damit behält sie in Teilen recht. Denn auch wenn sie ein klares Talent im Songwriting besitzt, verdeutlicht allein ihre Ambition in jungen Jahren sowie der Einsatz ihrer Eltern, dass hinter einer erfolgreichen Karriere nicht nur Glück und Zufall stehen. Ihr Talent des Songwriting verdeutlicht die nächste Era: „Evermore“.

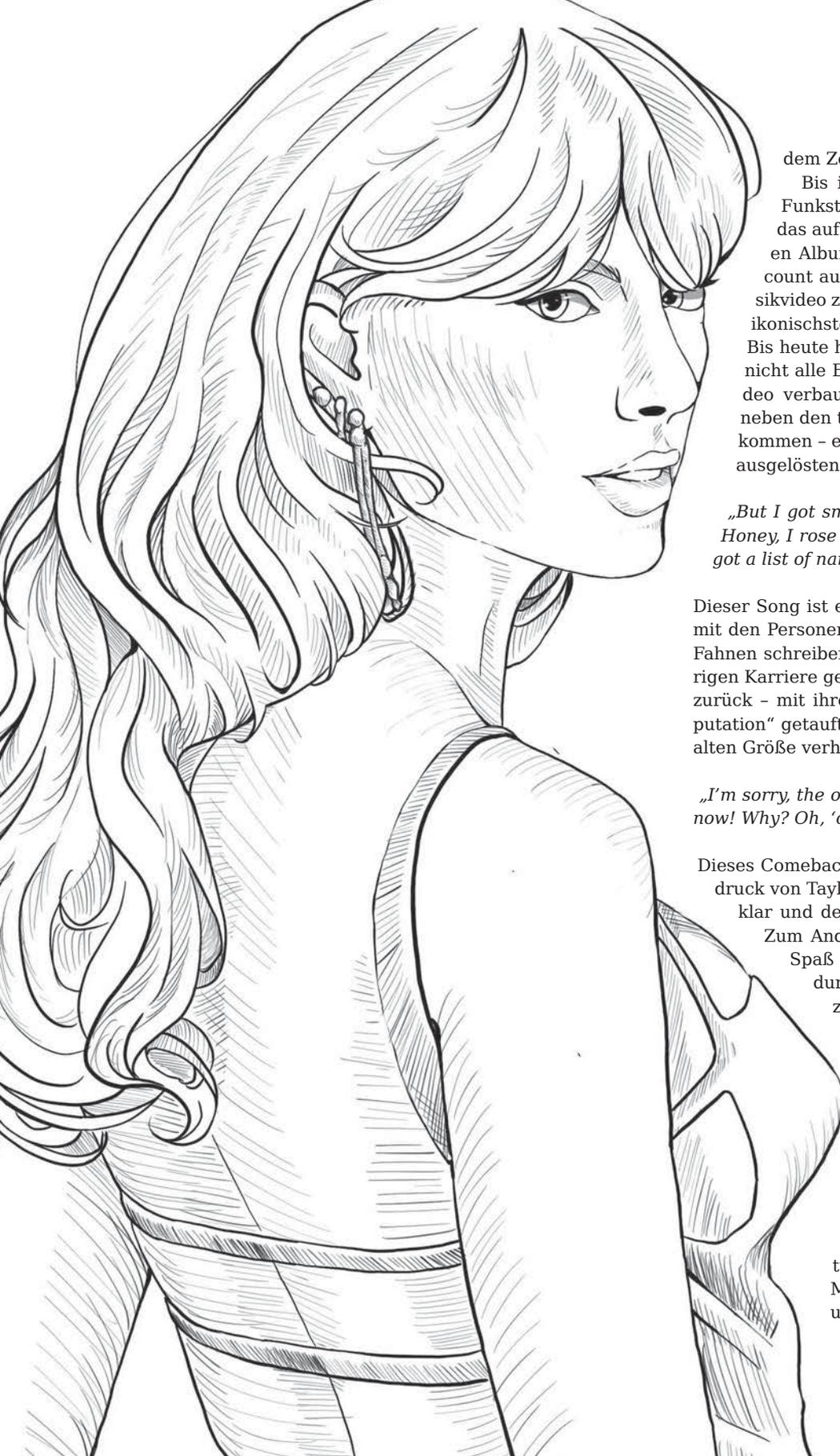
Plötzlich ist die Bühne in einen düsteren Wald getaucht, der den Anschein erweckt, als würden im nächsten Augenblick irgendwelche Fabelwesen über die Bühne tanzen. „Evermore“ bildet das 2020 während der Pandemie veröffentlichte „Schwesteralbum“ zu „Folklore“: Hierbei erzählt Taylor vielmehr verschiedene Kurzgeschichten, die sich teilweise auf den beiden Alben gegenseitig fortsetzen. Wie der Spiegel zurecht schrieb: „Sie erzählt Geschichten. Über sich und über andere.“

So etwa in *Champagne Problems*, das von einer Frau erzählt, welche sich kurz vor der Hochzeit von ihrem Partner trennt und ihm somit das Herz bricht. „*She would've made such a lovely bride. What a shame she's fucked in the head, they said*“ stellt gleichfalls eine Referenz auf den Song *The last great american dynasty* aus dem Album „Folklore“ dar: „*There goes the last great American dynasty (...) There goes the maddest woman this town has ever seen. She had a marvelous time ruining everything*“. Im Song *Marjorie* besingt Taylor den Verlust ihrer gleichnamigen Großmutter, welche selbst in ihren jungen Jahren als Opernsängerin auftrat. Am Ende des Songs ist sogar der Gesang ihrer Großmutter in den Song integriert. Die „Evermore“-Era stellt somit ein reich gefülltes Märchenbuch dar und präsentiert einen völlig neuen Musikstil der Taylor Swift, welcher bereits auf dem „Folklore“-Album eingeläutet wurde.

Dies wird noch deutlicher mit der nächsten und meiner Lieblingsera: Die gesamte Bühne wird durch eine riesige

Schlange umwickelt, die bedrohlich ihre Zunge spielen lässt. Diese Era stellt das größte Comeback in der Karriere der Sängerin dar. Es ist das Jahr 2009. Taylor Swift ist bei den diesjährigen VMAS für die Kategorie „Bestes Musikvideo“ nominiert und gewinnt auch mit gerade mal 19 Jahren den Award. Mit ihr sind Größen wie Beyoncé nominiert. Doch gerade als Taylor zur ihrer Dankesrede ansetzt, stürmt plötzlich jemand anderes auf die Bühne und reißt ihr das Mikrofon aus der Hand.

„*I'm sorry Taylor and I'm gonna let you finish, but Beyoncé had one of the best videos of all time.*“ Es ist Kanye West, dem anscheinend die Entscheidung nicht ganz passte, sodass er sich genötigt fühlte, seine eigene Meinung vor Millionen von Zuschauern unmittelbar mitzuteilen. Die Buhrufe aus dem Publikum, die eigentlich eher Kanye galten, brennen sich in Taylors Gedächtnis ein. Doch dieser öffentliche Disput macht sie weit über die Country-Szene hinweg bekannt, sodass sich ihr darauffolgendes Album „Red“ noch besser verkauft. Doch 2016 flammt der Vorfall wieder auf, als es in Kanyes neuem Song *Famous* heißt: „*I feel like me and Taylor might still have sex. Why? I made that bitch famous*“. Als Taylor daraufhin verlauten lässt, dass sie es nicht begrüßt, vor aller Welt als Schlampe betitelt zu werden, veröffentlicht plötzlich Kanyes Ehefrau Kim Kardashian einen Telefonmitschnitt aus einem Telefonat zwischen Taylor und Kanye. In diesem drückt die Sängerin ihre Zustimmung zu der Veröffentlichung der umstrittenen Zeile aus. Twitter explodiert daraufhin, Taylors Kommentare sind übersät mit Schlangen-Emojis. Es scheint, als wäre ihr Ruf als das „good girl“ endgültig ruiniert. Swift zieht sich daraufhin ein ganzes Jahr komplett aus der Öffentlichkeit zurück. Während man nichts mehr von der Sängerin hört, stellt sich heraus: Die von Kim veröffentlichten Mitschnitte erweisen sich als Fälschung, die gezielt von ihr so zurechtgeschnitten wurden, um Taylors Ruf zu dem zu machen, was er zu



dem Zeitpunkt ist: im Arsch.

Bis in den Herbst 2017. Nach einem Jahr Funkstille taucht das Video einer Schlange, das auf die baldige Veröffentlichung eines neuen Albums hindeutet, auf ihrem Instagram-Account auf. Das etwas später veröffentlichte Musikvideo zu *Look what you make me do* ist mit das ikonischste Musikvideo ihrer ganzen Karriere. Bis heute haben Fans ihrer eigenen Aussage nach nicht alle Easter Eggs gefunden, die in diesem Video verbaut wurden. Doch das wohl auffälligste neben den tausenden Schlangen, die im Video vorkommen – eine klare Anspielung auf den von Kim K ausgelösten Shitstorm –, sind die Lyrics:

„But I got smarter, I got harder in the nick of time, Honey, I rose up from the dead, I do it all the time, I got a list of names, and yours is in red, underlined.“

Dieser Song ist eine klare und ungefilterte Abrechnung mit den Personen, die sich ihren Erfolg auf die eigenen Fahnen schreiben und sie an den Tiefpunkt ihrer bisherigen Karriere gebracht haben. Doch jetzt kommt Taylor zurück – mit ihrem neuen Album, das sie kurzum „Reputation“ getauft hat und das tatsächlich ihrem Ruf zur alten Größe verhilft.

„I’m sorry, the old Taylor can’t come to the phone right now! Why? Oh, ‘cause she’s dead.“

Dieses Comeback benennen Fans gerne als klaren Ausdruck von Taylors Mastermind. Zum Einen scheint sie klar und deutlich mit ihren Feinden abzurechnen.

Zum Anderen scheint es so, als ob sie beinahe Spaß daran zu haben scheint, meisterhaft durchdachte Zeichen in ihr Schaffen einzubauen, die dann durch ihre Fans mit Freude „decoded“ werden. Auch bei der jetzigen Eras Tour spielt sie genau mit dem Phänomen, trägt hier und da zum Beispiel Outfits in einer bestimmten Farbe, was bereits innerhalb ihrer Fangemeinde für die wildesten Spekulationen sorgte.

Und vielleicht liegt genau hier ein weiterer Faszinationspunkt an Taylor Swift. Hinter allem und jedem, was sie tut, kann mehr stecken als im ersten Moment sichtbar. Dreht man einen Stein um, so bekommt man Lust, weitere 50

umzudrehen und driftet so immer mehr in die Interpretationen ihres Schaffens ab. Es ist in etwa vergleichbar mit fiktionalen Parallelwelten wie etwa das Star-Wars-Universum. Viele Dinge sind unbemerkt miteinander verknüpft und erst mit einem tieferen Abtauchen erkennt man Zusammenhänge und sieht plötzlich Dinge in einem sehr anderen Licht.

Diese Tatsache in Verbindung mit den Bildern, die sie durch ihr Songwriting erzeugt, ist vor allem in ihrem zehnminütigen Break-Up-Song *All to Well* zu beobachten. Obwohl „ihr Break-Up-Song“ hier wahrscheinlich untertrieben klingt – für viele ihrer Fans handelt es sich vielmehr um eine ganze Ballade. Wie bei vielen ihrer Songs, so haben auch Fans bei diesem Song eine klare Theorie, an wen er sich richtet: Jake Gyllenhaal, den Taylor trotz eines Altersunterschied von neun Jahren datete als sie 21 war. *„And I left my scarf there at your sister’s house and you’ve still got it in your drawer, even now.“* Eine Anspielung auf einen roten Schal, den sie auf Paparazzi Bildern mit ihrem Ex-Freund trägt?

*„And you call me up again just to break me like a promise
So casually cruel in the name of being honest
I’m a crumpled up piece of paper lying here
‘Cause I remember it all, all, all
Too well“*

Für viele Fans wirkt dieser Song durch das detailreiche Storytelling fast so, als würden sie mit jedem Hören einen eigenen Break Up durchmachen. Für Außenstehende wirkt es allerdings wie ein weiterer typischer Taylor-Swift-Song über einen ihrer Ex-Lover. Doch kann man Taylor als „Man-Eater“ bezeichnen?

Auf der einen Seite weiß sie ihre Break Ups gut zu vermarkten, viel aus ihnen mitzunehmen und aus ihnen Songs zu verfassen, von denen man sich manchmal nicht sicher ist, ob sie direkt das eigene Leben beschreiben. Andererseits nutzt natürlich nicht nur Taylor ihr Liebensleben als Inspirationsquelle für ihre Songtexte und vielleicht stellt Songwriting für sie auch eine Form von Selbsttherapie dar. Davon kann man zumindest ausgehen, hört man sich ihr neues Album „The Tortured Poets Department“ an, das dieses Jahr die Swifties-Welt sprengte. Wie erwartet enthält dies mit *So long, London* einen letzten Abschiedsbrief an die Stadt, in der sie über Jahre mit ihrem Exfreund Joe Alwyn lebte. Anders als von vielen ihrer Fans erwartet, handelt es sich bei dem Album aber keinesfalls um eine Abrechnung mit ihrem langjährigen Lebensgefährten, sondern scheint

sich hauptsächlich um eine kurze, intensive Beziehung mit Matty Healy zu drehen. Fans hatten allen Ernstes eine Petition gestartet, in der sie Taylor aufforderten, die Beziehung zu dem kontroversen Frontsänger von The 1975 zu beenden. Taylor selbst teilte nach der Veröffentlichung des Albums mit, dass die beschriebene Phase ihres Lebens nun vorbei sei und nichts Altes durch ihre Fans aufgewühlt werden müsse. Sie scheint sich also selbst durch ihr Songwriting mit Songs wie *The smallest man you ever lived* austerapiert zu haben.

Fans selbst sind seit jeher interessiert daran, welchen Partner Taylor in ihren Liedern nun besingt. Als Taylor letztes Jahr ihr erfolgreichstes Popalbum „1989“ neu veröffentlichte, enthielt dies auch eine Neuaufnahme ihres bekannten Songs *Blank Space*. In diesem parodiert die Sängerin den immer wieder aufkommenden Vorwurf, eine Man-Eaterin zu sein, auf ausgeklügelte Art und Weise:

*„Got a long list of ex-lovers
They’ll tell you I’m insane
But I’ve got a blank space, baby
And I’ll write your name.“*

Natürlich bildet dies nicht die wahre Taylor Swift ab, aber es scheint ihr zu gefallen, mit anhaltender Kritik zu spielen, vor allem dann, wenn sie sie als ungerechtfertigt ansieht. Dies beweist auch der ihr wohl bekannteste Song *Shake it off*. Die „1989“-Era ist wohl songtechnisch ihre Bekannteste. Als Taylor 2023 die Neuaufnahme des Albums veröffentlichte, war diese Version im Verkauf erfolgreicher als die Erstversion von 2014. Doch Moment: Neuaufnahme?

Kommen wir nun zu einer der größten Skandale hinter der Figur Taylor Swift. Diese unterzeichnete mit damals nur 15 Jahren einen Plattenvertrag für sechs Alben bei dem Label Big Machine Records. Was sie dabei mitunterzeichnete: Die Abgabe ihrer Master an das Label und damit die Rechte an ihren Songs. Master beschreiben den Originaldatenträger, von dem aus jede Kopie für die Verbreitung und den Verkauf von Songs ausgeht. Für die Musikbranche allerdings völlig normal. Als Taylors Vertrag mit BMR 2018 ausläuft, bietet Labelchef Scott Borchetta ihr an, in einem neuen Vertrag für jedes neu aufgenommene Album im Gegenzug die Master für ein altes Album zu erhalten. Dies würde Taylor für immer an BMR binden. Entgeistert lehnt sie ab und unterschreibt

stattdessen bei Universal. Als sie daraufhin für teuer Geld ihre Master zurückkaufen will, wird ihr mitgeteilt, das Borchetta diese durch die Fusion mit einem anderen Label ausgerechnet an Scooter Braun verkauft hat. Der Scooter Braun, der neben Größen wie Justin Bieber auch the one and only Kanye West gesignet hat und sich beim damaligen Shitstorm gegen Swift auch nicht unbedingt zurückhielt.

Doch Taylor wäre nicht Taylor, hätte sie nicht einen Plan, der Situation zu enttrinnen: Sie nimmt ab 2021 einfach alle ihrer sechs alten Alben neu auf und versieht diese mit dem Zusatz „Taylors Version“. Und ihre Fans nehmen diese Re-Recordings dankend an: Mittlerweile hört man als echter Fan nur noch diese Alben. Durch diesen cleveren Schachzug, bei dem Taylor die Macht ihrer Fans wohl aktiv miteingeplant hat, sind die Originalmaster der Sängerin heutzutage kaum noch etwas wert. Wohl zum Leid von Scooter Braun, aber zum Wohle vieler Künstler. Denn durch den Disput wurde zum ersten Mal eine große öffentliche Debatte über die Rechte von Künstlern in der Musikindustrie angeregt, da viele unter genau diesem Problem zu leiden haben und sich

bei Unterzeichnung von Plattenverträgen einfach aus fehlender Erfahrung oder purer Glückseligkeit nicht im Klaren sind, was dies für Konsequenzen haben kann. Für ihre Fans und irgendwie auch ein bisschen für mich ist dieser Schachzug der größte Ausdruck für das Mastermind Taylor Swift.

*“I laid the groundwork and then, just like clockwork
The dominoes cascaded in a line
What if I told you I’m a mastermind?”*

Der Hype um Taylor Swift nimmt stetig zu und zuweilen wird sie bereits mit Musikikonen wie den Beatles verglichen. Wieder andere vergleichen die Fankultur gar mit einer Sekte. Andererseits müsste man dann nicht auch Fußballfankulturen schon als Sekte bezeichnen? Andere sehen in Taylors Musik nichts Besonderes. Und wieder andere sind fasziniert von dem Hype und der Bewegung, die hinter der Sängerin steht. Doch eins ist klar: Man kommt an Taylor Swift nicht vorbei, ganz gleich, was man von ihr hält. Und das alleine steht für sich. □

Anzeige

COMICS, MANGA, MERCHANDISE & VERLEIH

Am Planetarium 37
07743 Jena
0 36 41 55 49 116

info@dudes-comic-corner.de



www.dudes-comic-corner.de

Jenaer Klostergeschichte

von Max Pellny

Sie sind ein kleiner Konvent, vielleicht sieben bis zehn Personen, die sich die „brudere von dem Berge Carmeli“ – die Ordensbrüder vom Berge Karmel – nennen, einem Gebirge in Judäa. Die Quellen sprechen: Seit den 1380er Jahren kommen sie zu Fuß aus Pößneck nach Jena, um zu terminieren (betteln). Die rund 25 Kilometer schaffen sie an einem Tag. Die erhaltenen Almosen in ihren kleinen Ledersäckchen latschen sie zurück nach Pößneck in ihr Kloster. Dieser Vorgang wiederholt sich einige Jahrzehnte und scheint erfolversprechend, denn um das Jahr 1414 erhalten sie vom Jenaer Stadtrat ein ansehnliches Grundstück im Vorort Zweifelbach, vor dem südlichen Löbdertor, dem heutigen Platz vor dem Theaterhaus.

Der Klosterneubau in Jena ist ihre zweite Niederlassung im thüringischen Raum, die in den Quellen als „nuwen closter zcu dem heiligen cruce“ – das neue Kloster beim Heiligen Kreuz – bezeichnet wird, nach der benachbarten Heilig-Kreuz-Kapelle, an der Straße Richtung Winzerla und Lobeda, die damals nicht an der Saale, sondern auf Höhe des heutigen Beutenberg-Campus verlief. Kurz nach Beginn des Klosterbaus werden Steine und Kirchenglocke von der Stadt enteignet, um die Stadtmauer zu verstärken und ein neues Geschütz zu gießen. Die geplanten Bauarbeiten stehen still. Seinerzeit, in den 1430er Jahren, versetzten die Hussiten weite Landstriche in Angst und Schrecken (Hussitenkriege). Möglicherweise ist Jena damals von einer hussitischen Heimsuchung verschont geblieben, die Bemühungen zur Verstärkung der Stadtbefestigung lassen eine reale Gefährdungslage zumindest plausibel erscheinen. Inwieweit diese tatsächlich benötigt wurde, bleibt unklar, da knapp 200 Jahre später in den 1630er Jahren Rathaus und Ratsarchiv der Stadt Jena von der kaiserlichen Armee abgefackelt wurden. So sprechen die Quellen häufig weniger als sie manchmal mehr stottern, unverständlich nuscheln oder schlimmer: schweigen.

Schwere Zeiten gehen vorüber – Zuwendungen erreichen die Bettelmönche, die ihnen Hoffnung schenken müssen. Eine gewisse Jutta Rumpennige bedenkt den kleinen Jenaer Mönchskonvent mit 62 Schock Groschen und verbindet mit ihrer Wohltat die Bitte, nach ihrem Tod täglich eine Seelenmesse für sie zu lesen. Für so eine Menge Geld wird auch die größte Sünderin erlöst und in den Himmel verfrachtet. Wenn Jutta ihr Seelenheil nicht erreicht hat, wer dann? Auch der Stadtrat zeigt sich 30 Jahre nach der besagten Enteignung im No-



Einer von zwei erhaltenen figürlich gestalteten Konsolensteinen des Kreuzrippengewölbes in der Sakristei. Hier wird eine apotropäische Symbolik angenommen. Das Gesicht streckt die Zunge raus und hat längliche (Ziegen-?) Ohren. Es könnte eine Art Abwehrzauber bzw. Abwehrmechanismus darstellen, um die Kostbarkeiten (Bücher, Gewänder und Liturgiegefäße etc.) in der Sakristei zu schützen.

vember 1459 generös und sichert dem Konvent schriftlich zu „einen Haufen Steine und die Glockenspeise zum Guss einer neuen Glocke“ abzutreten. Der Jenaer Bürger Cuntz Sommerlatte bekennt, dass er dem Kloster „eine Wiese unter dem Dorfe Welnitz [Wöllnitz] erblich und zinsfrei geliehen habe unter der Bedingung, dass das Kloster ihm und seinen Geschlechtsgenossen vierteljährlich mit Virgilien [nächtliche Gebete] und Seelenmessen ein Gedächtnis begehen solle.“ Moment mal, dachte ich beim Studium der Urkunden. Eine Wiese bei Wöllnitz? Das verstößt doch gegen Recht und Ordnung! Warum? Blicken wir auf die 1418 geschlossene Vereinbarung zwischen Stadtrat und Karmelitenkloster, in der die Mönche

chte(n) Teil I

bekennen, dem „Rate keine schossbaren Güter zu entziehen“: „[...] Ouch zo sullin noch enwullin wir icheynerlei gut, daz der stad schosbar ist, kouffe noch zcu uns brenge [...]“ Als „Schoss“ bezeichnete man im Spätmittelalter eine Art „Vermögenssteuer“. Die Eigentumsverhältnisse wurden in sogenannten „Geschossbüchern“ festgehalten. Für jeden Weinberg, Weidendickicht, Siedelhof, Garten und eben auch jede Wiese waren bestimmte Abgaben an den Stadtrat zu entrichten. Für Jena sind zwei Geschossbücher aus den Jahren 1406/07 erhalten - unschätzbar wertvolle Quellen zur Erschließung der spätmittelalterlichen Topographie Jenas. Leider liegen diese zeitlich vor der Errichtung des Karmelitenklosters. Auch spätere Einfügungen enthalten m.E. keine Informationen zu ihrem Eigentum. Aber zurück zum Vertraglichen. Der Hinweis auf Klosterbesitz außerhalb der Klosteranlage lässt die Vermutung zu, dass in der alltäglichen Praxis, damals wie heute, schriftlich fixierte Regeln anders gehandhabt wurden als vereinbart. Wer schon einmal einen Arbeitsvertrag unterschrieben hat, weiß wovon ich rede. Des Weiteren wissen wir von einem in der Saale mit Pferd und Pflug ertrunkenen Knecht, dessen Beerdigung der Konvent bezahlte, da er in seinen Diensten stand. Auch erhielten die Mönche für die Durchführung der Messe in Lichtenhain regelmäßig zwei Groschen, waren also selbst für Geld tätig. Diese Beobachtungen lassen uns die Vorstellung bettelarmer Bettelmönche gehörig überdenken.

Wer sie bezahlte, welchen Sinn und Zweck die Mönche in der Stadt erfüllten, warum sie so plötzlich verschwanden und was mit der Klosteranlage nach ihrem Verschwinden passierte, erfahrt ihr in Teil II der Jenaer Klostersgeschichte(n). Wer es bis zum Erscheinen der nächsten *unique* nicht abwarten kann, ist hiermit herzlich am **Samstag, den 12. und Samstag, den 26. Oktober zwischen 11:00 und 15:00 Uhr in das Karmelitenkloster am Engelplatz 1, 07743 Jena** eingeladen, in dem ich unverbindliche und kostenfreie Führungen zur Bau- und Stadthistorie anbiete. Der Eintritt ist kostenlos und eine Anmeldung nicht notwendig. Ich freue mich auf euch. □

Interessiertes Publikum im Innenraum des ehemaligen Kapitelsaals. Dies war der Gemeinschafts- und Versammlungsraum der Mönche. Hinten der Durchgang zur Sakristei.



Einzigartige Einlassung im Boden der Sakristei. Über den Sinn und Zweck dieses Beckens mit Auslaufrinne kann die Geschichtsforschung nur rätseln. Möglicherweise handelt es sich um eine Vorrichtung zur rituellen Hand- und/oder Fußwaschung. Auch zum Auswaschen geheiligter Liturgiegefäße nach der Messe könnte sie gedient haben.



Zum Schweigen ver ein Kurzportrait Michail

von Sebastian Baum

Das Jahr 1924 stellte in der Geschichte der jungen Sowjetunion nicht nur durch den Tod Lenins einen Einschnitt dar, es veränderte auch das Leben Michail Bulgakows maßgeblich. Es machte ihn berühmt bei Kritikern, deren Aufmerksamkeit er wenige Jahre später bereuen sollte.

Den Kittel für immer in den Schrank hängen

1921, nach dem Ende des russischen Bürgerkrieges, entschied sich Michail Bulgakow Schriftsteller zu werden. Vorher als Militärarzt auf allen Seiten zum Mitkämpfen gezwungen, zog er nach Moskau und ließ seinen Kittel (für immer) im Schrank hängen, obwohl dies mit vielen Entbehrungen einherging, denn die Anfänge als Autor waren zehrend. Zunächst verfasste er journalistische Arbeiten und Kurzgeschichten, schrieb auch seine Vorkriegserlebnisse als junger Arzt in der Provinz nieder und arbeitete am Theater. Er lebte sehr ärmlich, vor allem verglichen zu seiner gutbürgerlichen Jugend in Kiew. Dennoch hielt er an seinem Entschluss fest, sein Leben dem Schreiben und dem Theater zu widmen. Seine Eindrücke hielt er in einem Tagebuch fest:

25. Januar 1922: „... bin noch immer ohne Stellung. Meine Frau und ich ernähren uns schlecht. Dadurch hat man auch keine Lust zum Schreiben. Schwarzbrot kostet 20 T. pro Pfund, Weißbrot...“

26. Januar 1922: „Bin in ein Kollektiv von Wanderschauspielern geraten, werde am Stadtrand spielen. Gage 125 pro Vorstellung. Das ist mörderisch wenig. [...] Meine Frau und ich nagen am Hungertuch.“

9. Februar 1922: Es ist die schlimmste Zeit meines Lebens. Meine Frau und ich hungern. Ich musste mir vom Onkel ein bisschen Mehl, Öl und Kartoffeln borgen.“

Als sich die Lage in der jungen Sowjetrepublik stabilisierte, fand Bulgakow bessere Anstellungen, hatte finanziellen und gesellschaftlichen Rückhalt und mehr

Zeit zum Schreiben. 1924 erschien dann sein erster großer autobiografischer Roman über die Wirren des Bürgerkrieges in der Ukraine - *Die weiße Garde*. Dessen Protagonisten sind die Turbins, drei Geschwister, deren Mutter zu Beginn des Werkes dem Vater in den Tod folgt und die von diesem Punkt an allein den Wirren des Jahreswechsels von 1918 zu 1919 gegenüberstehen. Alexej, der Älteste unter ihnen, ist Arzt, sehr offensichtlich Bulgakows Stand-In, und nach seinem Eintritt in die Freiwilligenarmee direkt mit den Auswirkungen des Abzugs der Deutschen aus Kiew nach deren Kapitulation am Ende des großen Krieges konfrontiert. Alle ranghohen Offiziere desertieren in Nacht-und-Nebel-Aktionen vor der republikanischen Armee Petljuras und überlassen ihre Untergebenen ihrem Schicksal. Ähnlich zu Alexej ergeht es dem jüngeren Bruder Nikolka, der als 17-jähriger Kadett an den Straßenkämpfen in Kiew beteiligt ist. Das mittlere Kind, die 22-jährigen Jelena wird von ihrem Ehemann, ebenfalls hoher Offizier, zu Beginn des Romans fluchtartig verlassen. Zusammen mit Freunden durchstehen die Turbins den Winter bis zum Einmarsch der Roten Armee im Februar 1919.

Auf dem literarischen Feld vernichtet

Der Stoff des Romans wurde von Bulgakow zu einem Theaterstück umgearbeitet, *Die Tage der Turbins*, welches sein weiteres Schaffen in der jungen Sowjetunion maßgeblich bestimmen sollte. 1926 uraufgeführt und zunächst positiv aufgenommen, wurde es 1929 verboten, aufgrund kleinbürgerlicher Tendenzen - waren die Protagonisten doch eine Kiewer Offiziersfamilie, mit deren Problemen der Leser/Zuschauer klar sympathisieren soll. Verboten, obwohl das Theaterstück bereits Änderun-

dammt – Bulgakows

gen besitzt, welche definitiv an die Erwartungshaltung des Sowjetregimes angepasst wurden, zum Beispiel die (noch) positivere Darstellung des Einrückens der Roten Armee am Ende des Stückes und der Entschluss einiger Offiziere dieser beizutreten. Die Kritiker „zerschrieben“ auf einmal das Stück, dass sie zuvor noch feierten, ein Ereignis, welches Bulgakow in seinem bekanntesten und zugleich wichtigsten Werk – *Der Meister und Margarita* – in Form systemtreuer Literaturkritiker aufarbeitete. Er selbst wandte sich schriftlich am 28. März 1930 an die Regierung der UdSSR und teilte mit, dass er auf dem literarischen Feld vernichtet wurde.

Trotz dieser Schmähungen fand er einen (im wahren Sinne des Wortes) „entscheidenden“ Bewunderer – Stalin. Er soll sich *Die Tage der Turbins* 15 Mal angesehen haben und Bulgakow, vor allem zur Zeit der großen Säuberungen, vor Schlimmerem geschützt haben. Stalin rief ihn sogar persönlich im April 1931 an, nachdem Bulgakow seine Stelle am Theater aufgrund der Kritiken verloren hatte. In einem persönlichen Brief nach dem Telefonat versicherte er Stalin noch einmal: „Ob das sowjetische Theater mich braucht, weiß ich nicht, aber ich brauche das sowjetische Theater wie die Luft zum Atmen.“ Wie in *Die Weiße Garde* verarbeitete er seine Erlebnisse literarisch in *Das Leben des Herrn Molliere*, einer Erzählung über den französischen Komödientheater des 17. Jahrhunderts, dessen gesellschaftskritisches Schaffen nur unter der Patronage Ludwig des XIV. möglich gewesen sein soll. Ein Spiegelbild zu Bulgakows eigener Autorschaft.

Seine Werke konnten nach Stalins Intervention zwar wieder gespielt bzw. veröffentlicht werden, das aber lediglich in zensierten Fassungen. Auch seine neue Anstellung am Theater als Regieassistent nach dem schicksalhaften Telefonat linderte seine finanziellen Nöte nur teilweise. In den letzten Jahren seines relativ kurzen Lebens (er starb im Alter von 48 Jahren) war er zusätzlich zu seinen prekären Einkünften durch eine schwere Erkrankung eingeschränkt, einer Nierenschädigung aufgrund langanhaltenden Bluthochdrucks. Dem allem zum Trotz arbeitete er kontinuierlich bis zu seinem Tod am 10. März 1940 an *Der Meister und Margarita*.



„Mein literarisches Portrait ist vollendet und es ist zugleich ein politisches Portrait. Ich kann nicht sagen, welcher kriminelle Gehalt darin zu finden ist, aber ich bitte um eines: außerhalb dieses Portraits nichts zu suchen. Es ist äußerst gewissenhaft ausgeführt.“

Ein prophetisches Manuskript

Der Roman wurde erst lange nach Stalins Tod, im Jahr 1966 in der Literaturzeitschrift Moskwa veröffentlicht. Dabei brach ein regelrechter Bulgakow-Boom in der Sowjetunion und auch in anderen Ländern des Warschauer Paktes wie der DDR aus. Viele seiner Werke wurden, wenn auch teilweise noch zensiert, neu aufgelegt und vermittelten das Gefühl, dass der literarische Funke alle Verbote überdauern kann. Gerade durch diese Vorstellung war *Der Meister und Margarita* prophetisch, verkündigte er doch, dass „Manuskripte nicht brennen“, während das Romanmanuskript selbst den Zweiten Weltkrieg und die Zeit Stalins überlebte. Sogar die Teile des Romans, die dem Zensor zum Opfer fielen, fanden handschriftlich als „Samisdat“ (selbstständig und inoffiziell vervielfältigte und von Hand-zu-Hand weitergegebene Schriften) eine große Verbreitung. Sie sind ein Indiz dafür, dass auch innerhalb totalitärer Systeme bei Weitem nicht eine solche Gleichschaltung herrscht, wie man es von innen und außen in sie hineinprojiziert.



Worum geht es im *Meister und Margarita* eigentlich? Die Handlung der Satire ist vielschichtig, lässt sich aber auf drei Handlungsebenen zusammenfassen, die zum Ende hin alle zusammenführen: Die Erste beschäftigt sich mit dem Erscheinen des Teufels Voland im Moskau der 1930er Jahre und dem Aufeinandertreffen seiner dämonischen Entourage mit der Gesellschaft der jungen Sowjetunion, vor allem aber angepassten Literaten, korrupten Hausvorstehern und Devisenhortern (in der Sowjetunion war das Verstecken von ausländischem Geld verboten). Die Zweite befasst sich mit dem selbsternannten Meister, einem Schriftsteller und Ex-Historiker, dessen Roman über Pontius Pilatus von den atheistischen Literaturkritikern Moskaus zerrissen wurde. Von Ängsten verstört, den Säuberungen zum Opfer zu fallen, lässt er seine Geliebte zurück und weist sich selbst in eine Nervenheilstation ein. Besagte Geliebte, Margarita, ver-

sucht, ihn zu finden, denn er verließ sie ohne ein Wort über seinen Verbleib. Die dritte Handlungsebene zeigt das Aufeinandertreffen von Pontius Pilatus mit Jesus (bzw. einer Jesus-ähnlichen Figur) vor dessen Hinrichtung und die Reue, die der Statthalter danach für sein Nicht-Eingreifen empfindet. Diese Kapitel entpuppen sich als Auszüge des Romans vom Meister. Sie werden über die Handlungsebene des Teufels wiederum in der Realität des Romans verortet, war er doch als Zeuge des zweifelnden Pilatus anwesend. Die verschiedenen Ebenen üben verschiedentlich Kritik an der Gesellschaft. Die Handlung rund um die Figur des Teufels zeigt, dass die Sowjetunion nicht das Ende des menschlichen Egoismus einleitete. Vielmehr brachte sie neue Arten von Günstlingen und Egoisten hervor. Die Geschichte des Meisters versinnbildlicht die Folgen, die Zensur und Verbote auf einen Künstler haben. Und am Fall von Pontius Pilatus wird die Frage aufgeworfen, ob Politiker ihre eigenen moralischen Zweifel aus politischem Drang oder Kalkül feige „über Bord werfen“ sollten. Alles zeitlos aktuelle Phänomene. Deshalb soll dieses Kurzportrait Bulgakows Anregung sein, sich mit seinen Werken und allem voran dem *Meister und Margarita* zu befassen, – entweder in seiner Romanversion (beide Übersetzungen sind zu empfehlen) oder aber in der Theateradaption, die ab dem **11. Januar 2025 wieder im DNT Weimar** aufgeführt wird! Um selbst vielleicht den Teufel oder den Meister, Pilatus oder doch Margarita in sich selbst zu entdecken. □

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:

UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de
Facebook: Unique Jena
Instagram: uniquejena
X: @Unique_Magazin

Chefredaktion: Dennis Pieter (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst: Silas Richter

Die *unique* ist Preisträgerin des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz“ 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:

Präsidialamt der FSU Jena

Redaktion:

Aliena Kempf, Dennis Pieter, Ema Wolfram, Heinrich Dirks, Julia Florschütz, Max Pellny, Rebecca Hinrichs, Sebastian Baum, Silas Richter, Tina Nickel

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:

Prof. Dr. Thomas Honegger, Eva Haußen

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar

Auflage: 3.000 Exemplare

ISSN: 11612-2267, 24. Jahrgang

Satz & Layout: Dennis Pieter, Tina Nickel

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben

Onlinebetreuung: Dennis Pieter

Social-Media-Betreuung: Dennis Pieter

Anzeigenbetreuung: Dennis Pieter

Fotografie und Illustration: Ema Wolfram

Bildnachweis | Copyrightvermerke:

Seite 2, 37: Wikimedia Commons | Seite 38: ©Candy Welz

Hinweis: Es ist jedem Autor und jeder Autorin unserer Texte selbst überlassen, ob und inwiefern er oder sie gegenderte Sprache oder das generische Maskulinum verwendet. Alle Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.



Das „Fest auf der Mauer“ ist ein jährlich stattfindender Tag der offenen Tür, bei dem studentische Gruppen und international ausgerichtete Organisationen die neuen Studierenden in Jena willkommen heißen und für das Internationale Centrum „Haus auf der Mauer“ als kulturellen Begegnungsort werben. Es wird die Möglichkeit geboten, sich über die interkulturellen Aktivitäten im Haus und die aktive Gestaltung des internationalen Lebens in Jena zu informieren. Am **12. Oktober 2024 gibt es von 15:00 bis 22:00 Uhr** ein buntes Programm mit Musik, Tanz, Workshops, Standup-Comedy und einem Kurzfilmabend. Ob Groß oder Klein - alle sind herzlich eingeladen!

LANGE NACHT DER WISSEN JENA SCHAFTEN **22. Nov** 2024 18–24 Uhr

www.lndw-jena.de

Gefördert durch die Carl-Zeiss-Stiftung

■ JENA LICHTSTADT.

Anzeige

Die Materialien für dein Studium
bekommst du bei Thalia.



Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia

»Neue Mitte Jena«

Leutragraben 1 · 07743 Jena · Tel. 03641 4546-0

E-Mail: Thalia.Jena-NeueMitte@Thalia.de

 **Thalia**

Anzeige



THEATER
ALTENBURG
GERA

FÜR
STUDIERENDE
UND
SCHÜLER:INNEN

LAST MINUTE

TICKET



15 min
vor Vorstellungsbeginn

THEATERTICKETS

*GEGEN VORLAGE EINES GÜLTIGEN STUDIERENDEN- BZW. SCHÜLER:INNEN-AUSWEISES SIND DIE KARTEN ZUM PREIS VON 6 € FÜR LAUFENDE VORSTELLUNGEN SOWIE FÜR 9 € FÜR PREMIEREN ERHÄLTICH.

ab **6** €*